Junge Welt



BERLIN · NOVEMBER 1942 · JAHRGANG 4 · HEFT 11
DIE REICHSZEITSCHRIFT DER HITLER-JUGEND
30 Pf.



DIE *Patrioten* EUROPAS

Ein besonders diszipliniertes Bild boten die Jungen und Mädel der dänischen Jugend, von der wir einige Bilder veröffentlichen. Ausländische Jugendabordnungen traten in Wien, dem Gründungsort des Europäischen Jugendbundes, in der gleichen straffen Form auf, wie wir es vom Anblick der deutschen Jugend gewohnt sind. Sie marschierten in Kolonnen durch die Stadt, sangen so wie wir die Lieder ihres Volkes und unterschieden sich im Auftreten voneinander nur durch die vielfältigen Uniformen. Nicht daß sie das deutsche Vorbild sklavisch nachgeahmt hätten, sondern es zeigte sich, daß in dem soldatisch straffen Benehmen eine Grundforderung erfüllt ist, der sich die europäische Jugend freudig unterwirft. Jeder dient seinem Lande. Sie schreiben nicht einen verwaschenen Internationalismus auf ihre Fahnen, sondern sind die Patrioten ihres Landes, aber gleich danach die Patrioten Europas.

EUROPÄISCHER Frühling



Aufnahme: Lüdecke-Felser

Völker können auf Grund zwingender gemeinsamer Interessen für einige Zeit zusammengeführt werden. Es hat in der europäischen Geschichte mehrere dieser Verbindungen gegeben, denen aber meist nur eine kurze Lebensdauer beschieden war, bis die Gegensätze und Unterschiede, das ewig Auseinanderstrebende dieses Kontinents, wieder die Oberhand gewann. Die Uneinigkeit und die Schwäche Europas waren eine der Voraussetzungen für das britische Weltreich. Wenn man „Europa" sagte, hätte man auch ein Mietshaus meinen können, das von ewig sich befehdenden, streitenden Parteien erfüllt war.

Nun jedoch erleben wir den weltgeschichtlichen Punkt hinter die jahrhundertelange Periode der europäischen Uneinigkeit. Im Sturm der letzten Jahre und damit vor dem Auge der Geschichte in einer gigantischen Zusammenballung und Verdichtung der Ereignisse, vollzieht sich auf den Schlachtfeldern des Ostens und in der gemeinsamen Anstrengung zur Niederringung des Bolschewismus, des Urfeindes der europäischen Kultur, das Werk der Einigung Europas. Der Vertrag, der die Völker Europas zusammenführt, ist nicht nur mit Tinte unterschrieben, sondern mit dem Blut der Soldaten dieser Nationen gesiegelt.

Wir glauben also, daß hinter allen politischen Überlegungen und den zwingenden gemeinsamen Interessen die Einigung Europas eine geschichtliche Notwendigkeit ist, die unsere Zukunft auf weite Zeitspannen hinaus bestimmen wird.

Wenn sich in Wien die Vertreter der europäischen Jugend zusammengefunden haben, so ist auch dies ein selbstverständlicher Teil des gesamten Einigungswerkes.

Der Wiener Kongreß der Jugend war mehr als eine politische Schaustellung, wenngleich die Feindstaaten es in ohnmächtiger Wut dazu stempeln wollten, sondern in Wien zeigte es sich, daß die über die Grenzen des Reiches hinausziehenden Bestrebungen der deutschen Jugend ein bewegendes, lebendiges Echo in den Herzen der europäischen Jugend gefunden haben. Nach Wien kam man nicht mit dem diplomatischen Gepäck nonchalanter Vorbehalte, niemand, der ein wissendes Lächeln um den Mund gehabt hätte: „Na ja, wir machen einen Jugendbund, und wir werden sehen, was daraus wird", sondern nach Wien kamen die Abgeordneten der Jugend Europas mit aufgeschlossenem, erlebnishungrigem Herzen. Keiner soll sagen, daß dies ein Eindruck eines nach rührenden Feuilletons jagenden Reiseberichterstatters sei, denn in der Echtheit dieses Gefühls lagen letzten Endes die Voraussetzung und der Erfolg der Wiener Tage. Den Teilnehmern, die vom Norden, vom Süden, vom Westen und vom Osten Europas nach Wien zusammenströmten, bedeutete der politische Akt des Zusammenschlusses eigentlich nur eine Formalität, denn über die Form des bloßen Reise- und Erlebnishungers hinweg hatte diese Jugend ein echtes Gefühl für den Begriff „Europa". Wenn sie es hätten aussprechen können, hätten sie vielleicht gesagt: „Ich bin Kroate, aber danach bin ich Europäer." Oder: „ Ich bin Däne, aber danach bin ich Europäer." Europa ist den Amerikanern die „Alte Welt". Vielleicht wollen sie nicht glauben, daß die „Alte Welt" wie der Phönix aus der Asche steigt und jung ist wie am ersten Tag. Es gibt jedenfalls kein schöneres Symbol für diese Verwandlung des „Alten Europas", als das Bild der Jugend zu sehen, Gesicht um Gesicht, vom Schein der sicheren Würde erfüllt, vom Selbstbewußtsein und unbesiegbarer Hoffnung.

Darum: Seht auf die Jugend und ihr seht den europäischen Frühling.



Aufn. Arthur Vogler

Der Geist von POTSDAM

Die Zehn-Jahres-Feiern des ersten Reichsjugendtages von Potsdam sind vorbei. In Kundgebungen und Veranstaltungen wurde noch einmal die Erinnerung beschworen mit jenen Bildern, die den ersten Reichsjugendtag in Potsdam nicht nur zu einem bewegenden Erlebnis haben werden lassen, sondern in denen sich in der Geschichte der Hitler-Jugend ein Abschnitt vollendete und ein neuer begann. Die Geschichte der Hitler-Jugend beginnt nicht mit dem Tage von Potsdam am 1. und 2. Oktober 1932, aber mit diesen Tagen begann die Hitler-Jugend im Bewußtsein der Öffentlichkeit, ja, der Welt, eine Rolle zu spielen, weil sich ursprünglich, im Gedröhn einer Kundgebung von hunderttausend Jungen und Mädeln, die ganze Macht dieser Jugendbewegung eindeutig demonstrierte. Eine Vorschau auf den Sieg, eine Vorfeier auf den Sieg war der Reichsjugendtag in Potsdam.

Wer von den Teilnehmern wird ihn jemals vergessen? Überall auf den Landstraßen begegneten einander die Lastwagen, die von den Provinzen ausgerüstet waren und in langen, jubelnden Fahrten von Hunderten von Kilometern den Weg nach Potsdam nahmen. Noch lange danach wurden alle diejenigen ehrfürchtig betrachtet, denen das einzigartige Potsdamabzeichen am Braunhemd baumelte. „Er war in Potsdam", so hieß es.

Die Photos, auf denen der Reichsjugendführer Baldur von Schirach in einfacher brauner Kletterweste zu sehen ist, den Vorbeimarsch abnehmend, haben den Wert von Dokumenten bekommen. In den zehn Jahren, die seitdem vergangen sind, hat sich vieles geändert, und manche Kundgebung der Hitler-Jugend, etwa auf den Reichsparteitagen, ist mächtiger gewesen, disziplinierter, gewaltiger im Umfang, sicherer in der Organisation. Aber Potsdam ließ sich nicht aus den Herzen verdrängen. Eine gewaltige Improvisation war der Reichsjugendtag in Potsdam. Eine staunenswerte organisatorische Leistung in einer Zeit, da uns nicht die staatlichen Machtmittel zur Verfügung standen, sondern Initiative, Erfindungsgabe und Begeisterung eines jeden einzelnen überwinden mußten, was an Schwierigkeiten und scheinbaren Unmöglichkeiten widerwillige Amtsstellen uns in den Weg legten.

So ist das Zustandekommen dieses Tages von Potsdam letzten Endes nicht das Ergebnis von papierenen Befehlen und Maßnahmen, sondern ein wahrhaftiger Ausdruck des Geistes der Jugend. Wer von Potsdam zurückkehrte in die Städte und Dörfer, der war besessen von diesem Geist, den man den Geist von Potsdam nennen könnte. Das Ergebnis der Kundgebung wird sich niemals etwa innerpolitisch errechnen lassen, denn mit neuen Impulsen ausgestattet, wirkte jeder Potsdamfahrer wie ein Keimträger, daß von ihm aus die Arbeit der Jugend mit schnellerem Rhythmus dem Siege entgegenreifte.

In den Jahren nach der Machtübernahme folgte eine Veranstaltung der anderen. Immer größer und schöner, immer bewegender, immer disziplinierter, man könnte sagen: immer künstlerischer gestaltete sich das Bild dieser Feste. Aber erst an den Schwierigkeiten, die sich der Durchführung eines so gewaltigen Kundgebungsvorhabens in den Weg stellen, entdeckt sich die wahre Haltung einer Organisation. Man kann Sonderzüge besteigen, Sonder-Omnibusse, Sonder-Straßenbahnen, man kann Privatquartiere beziehen, Jugendherbergen oder riesige Zeltlager, in denen es Licht, Wasser und Telephon gibt, aber wenn man sich mühselig die ältesten Lastwagen mieten muß, deren man habhaft werden kann, wenn man mit dem Pferdefuhrwerk oder zu Fuß, oder mit der Eisenbahn sich an einer Stätte versammelt, die einem nichts an Bequemlichkeiten bietet, sondern eigentlich nur Anstrengungen, wenn man dies alles auf sich nimmt aus Hingabe und Begeisterung für eine Sache, dann hat die Organisation ihre Feuerprobe bestanden. Potsdam war die große Probe der Hitler-Jugend, und sie hat sie glänzend bestanden.

Was auch in den kommenden Jahren an Arbeiten neu hinzukam, welchen Siegeszug auch die Hitler-Jugend nahm, geführt wurde sie immer von denjenigen, denen Potsdam eine unverlierbare Erinnerung ist. Wer damals in der Kletterweste herumlief oder im zerschlissenen Braunhemd, der mag eleganter geworden sein nach außen. Die Uniformen der Hitler-Jugend sind zahlreich geworden, und wir wollen das nicht bedauern, denn heute ist die Hitler-Jugend die gewaltige Jugendorganisation des Großdeutschen Reiches, das Reservoir an Kräften, die sich für die hundertfach gesteigerten Aufgaben vorbereiten müssen. Wir repräsentieren heute nicht nur unsere nationalsozialistische Anschauung, sondern wir repräsentieren das Großdeutsche Reich. Früher konnte man einen Hitlerjungen nach seinem Braunhemd beurteilen, wie ausgeblichen und wie weiß es war, wie abgeschabt es aussah und wieviel Regengüsse und Sonnenschein es mitgemacht hatte. Die Zeiten haben sich geändert, die Aufgaben sich vergrößert.

ABER DIE HITLER-JUGEND IST NICHT VON DER STRASSE IN DEN BALLSAAL GEGANGEN.

Der Geist ist derselbe geblieben. Wir wissen, wer wir sind und wo wir herkommen, und in diesem Sinne bleiben wir immer, nach unserem alten Abzeichen mit der aufgehenden Sonne, die „sozialistische Arbeiter-Jugend Deutschlands". Aber es ist ein weiter Weg von Potsdam nach Wien, und so wie damals unsere innerpolitischen Gegner den Tag von Potsdam als einen Tag der „armen Kinder" bezeichneten, die Hitler „rücksichtslos zusammentreibe, Hunger und Durst leiden lasse, und die sich äußerst elend befinden", so sagen unsere Gegner von heute, daß der Europäische Jugendbund nichts als eine Spiegelfechterei und eine Politik im kleinen sei. Aber wir haben es seit den Tagen in Potsdam nicht verlernt, Gegner zu haben und zu bekämpfen. Um uns lächerlich zu machen, ist es mindestens zehn Jahre zu spät, denn inzwischen hat die Hitler-Jugend einige Leistungen vollbracht, auf die sie stolz sein kann. Sie aufzuzählen ist nicht nötig, aber wir wollen daran denken, daß sie die Erfüllung des Versprechens bedeuten, das die Hitler-Jugend mit dem Tage von Potsdam gelobte.

Erfüllt von unablässiger Einsatzbereitschaft zeigt die Hitler-Jugend auch in diesem Kriege, daß sie den Geist von Potsdam noch in ganzer Größe besitzt. Tausende von Hitler-Jugend-Führern haben für ihr Vaterland das Leben gelassen. Sie sind die beste Gewähr dafür, daß die Hitler-Jugend, welche Entwicklung ihr auch noch bevorsteht, den Geist von Potsdam nie vergessen wird!



Sprung in den WINTER

Es gibt einige Tätigkeiten unserer Mädchen, die nicht mit dem bloßen Wort „Sport" abgetan werden können, sondern die in ihrem inneren Gehalt unseren Mädchen so zu passen scheinen, als sei eben diese Sportart für sie erfunden worden. So ist das Eislaufen eine Sache, an der unsere Mädchen mit ganzem Herzen hängen. Kein Sport für Star-Begabungen, sondern eine Möglichkeit für alle, sich zu bewegen, Kreise zu drehen, Sprünge zu machen, auf dem Eise zu tanzen, kurz alles das mit der Anmut, Frische und Lebendigkeit zu tun, die ein so wesentlicher Bestandteil des Wesens unserer Mädchen sind.

Sie haben auf den Eislauf-Winter gewartet und sind bereit, das Beste aus ihm zu machen.

Aufn.: Bavaria-Filmkunst (2)
Reichsbildstelle der HJ.
Barbara Soltmann

Lasset uns einander BEISPIELE geben!

Kein Mensch hatte den Jungen der Heinkel-Lehrstätten, die gleichzeitig geschlossen eine Fliegergefolgschaft der Hitler-Jugend bilden, gesagt, daß sie in den Bombennächten nach Rostock fahren und dort helfen sollten. Alles geschah wie unter dem Zwange einer großen Selbstverständlichkeit. Sie hockten eine Weile unter der Bahnunterführung, weil die Maschinengewehrgarben der tief fliegenden Flugzeuge auf dem Steinpflaster prasselten und mit grellen Flämmchen die Brandbomben in unmittelbarer Nähe niederfielen. Aber als das Surren der Flugzeuge verhallt war und nur die brennende Stadt gleich einer riesigen, feurigen Fackel die Nacht erhellte, kannten sie kein Halten mehr. Sie halfen wo sie konnten. Sie beschränkten sich nicht darauf, den grausigen Bildern zuzusehen, sondern sie gaben alles, was sie an Kräften hergeben konnten, um die Ausbreitung der Vernichtung zu verhindern. Zwei von ihnen gaben ihr Leben. Aber die Erfolge, die sie in dieser Nacht davontrugen und die unauslöschliche Dankbarkeit der Bewohner errichteten über ihren Gräbern ein glänzendes Denkmal.

Inzwischen haben sich allerorts die Beispiele des heldenmütigen Einsatzes der Jugend vermehrt. Hier und dort ragen die Taten einzelner besonders hervor. Hier ein Hitlerjunge, der einen vom Himmel gefallenen Blindgänger in die Arme preßt und in einen Fluß wirft, dort einer, der an der Spitze anderer auf einem Dachfirst reitet und die Funken niederschlägt, die sich anschicken wollten, eine ganze Straßenzeile hinunterzurasen. Wer wollte die Bilder aufzählen? Blutjunge Melder, die auf ihrem Posten aushalten, obwohl sich in ihren Blusen große, sengrige Löcher gebildet haben, obwohl die Hände von Brandblasen schmerzen, obwohl die Augen tränen von den schweren Rauchschwaden, die sich ihnen entgegenwälzen.

Aber so deutlich und sichtbar diese Zeichen als die Erfolge zu werten sind, die die Erziehung zur Hingabe, zur Härte und Einsatzbereitschaft der Jugendbewegung davonträgt, so unsichtbar und unbekannt sind die vielen anderen Beispiele unserer arbeitsfreudigen Jugend, die nicht so wie die Heldentaten der Bombennächte vor einer weiteren Öffentlichkeit bekannt werden. Aber sie sind vorhanden. Überall fügt sich die Mitarbeit der Jugend in den riesigen Arbeitsprozeß ein, der die deutsche Heimat heute erfüllt. Nicht nur in Reichsbefehlen, sondern oft auch improvisiert, wie die Lage es erfordert, werden die Jungen und Mädel von ihren kleinsten Einheitsführern eingesetzt, wie dies überhaupt das Entscheidende zu sein scheint, daß nicht die Jugend ausschließlich reichsgültigen Anordnungen zu gehorchen hat, sondern daß im weitestgehenden Maße sie selbst freiwillig den Anteil an der Arbeit suchen, den sie bewältigen können. Ob es sich um die Entladung von Güterzügen handelt, die Kartoffeln oder Kohle herangefahren haben, ob es sich um die Übernahme von Fabrikarbeiten handelt, ob es sich um eine Unterstützung kinderreicher Mütter in allen Arbeiten des Haushalts handelt, das Schwergewicht liegt auf der Freiwilligkeit, mit der die Jugend aus ihrem verantwortungsfreudigen Herzen heraus sich zur Hilfsleistung entschließt.

So ist ein großes Wetteifern im Gange. Und das ist gut so: denn wir wollen einander Beispiele geben. Es spielt keine Rolle, wo und an welcher Stelle dies geschieht, denn jede Stelle ist heute wichtig, und der Wert einer Arbeit läßt sich manchmal nicht an Stunden und Minuten oder überhaupt in Zahlen bemessen, denn der Wert dieses Beispieles wirkt weiter. Man hat einmal gesagt, daß von der Jugend ein Feldzug des Optimismus ausgehen müßte. Aber man könnte sagen, die Jugend hat es leicht, optimistisch zu sein, weil ihr viele Sorgen fremd sind. Aber es sollte doch von ihr eine große Ermutigung ausgehen, die darin liegt, daß die Jugend Beispiel um Beispiel aneinanderfügt.

Die Jugend will nicht vom Ernst des Krieges ferngehalten werden.

Sie fühlt sich stark genug, den ihr zukommenden Anteil an Arbeit zu tragen. Sie will nicht wie hinter einem Zaun, mit dem man alles Schwere vor ihr abschließt, spielen und nichts tun als spielen. Und wenn von ihr in der Erinnerung der Erwachsenen bekannt ist, daß sie Sportfeste veranstaltet, Sommerfahrten und Zeltlager, wer gewöhnt ist, sie nur hinter Landsknechtstrommeln zu sehen und in bloßen Räuberspielen, der soll sich auch daran gewöhnen, daß sie arbeiten kann. Keine kriegsentscheidende Arbeiten, sicherlich nicht. Aber viele Kleinigkeiten geben endlich doch ein Großes, und das Wertvolle wird schließlich sein, daß die Jugend in ihrer Gesinnung so treu und unerschütterlich an der Seite der Soldaten, der Rüstungsarbeiter und der Bauern steht.

Die weißen Zelte des Sommers sind auf die Seiten der Erinnerungsalben beschränkt, die unbekümmerten Fahrten des Sommers liegen weit im Schatten des Gedächtnisses. Die Jugend heute will ihren Anteil haben. Sie hält dies geradezu für eine Notwendigkeit, denn sie hat sich ja nicht zusammengeschlossen, um lediglich sich selbst eine großartige Unterhaltung zu organisieren, sondern sie ist ihrem tiefsten Wesen nach eine politische Jugend, von der die Stürme der Zeit nicht ferngehalten werden sollen, sondern die sie zu bestehen lernen will.

Langsam aber sicher führt dieser Krieg uns dem Siege entgegen. Und dieser Sieg wird neue Aufgaben bringen. Und wer heute zehn oder fünfzehn Jahre ist, wird in wenigen Jahren zur Bewältigung dieser Aufgaben angesetzt werden müssen. Dann sollen sie vor diese neuen Arbeiten hintreten als diejenigen, die mit um sie gerungen haben, an ihrem Platz, und mit ihren Möglichkeiten.

So lasset uns einander Beispiele geben. Dies soll das Wort sein, das wir einander zurufen. Es könnte mancher sagen, daß der Haushalt der Mutter, der Kolonialwarenladen des Nachbars nebenan, die kleine Werkstatt einer Konservenfabrik, der Güterbahnhof einer Industriestadt, oder die Büros eines Verlages keine Schauplätze sind, auf denen man sich mit seinen Arbeiten selbst wie ein Held vorkommen könnte. Aber wie groß eine Aufgabe auch ist und wo man hingestellt wird, sie zu lösen, es kommt immer nur darauf an, daß man sie bewältigt, daß man Ausdauer zeigt, Beharrlichkeit und Pflichtgefühl.

Erinnerung an „Patschi"

Von Hannes Melchior

Seine Kameraden riefen ihn „Patschi" als Ableitung von „Lumpazi". Ich nannte ihn „Weixelbäumchen". Eigentlich hieß er Weixelbaumer, war 16 Jahre alt und gehörte zu einer Spielschar, die in diesem Sommer die zahlreichen deutschen Dörfer Transnistriens, des Landes zwischen Dnjestr und Bug am Schwarzen Meer, besuchte. Wir gehörten während dieses Ferieneinsatzes einem Sonderkommando an, das dort überall in Rußland die Volksdeutschen betreut und trugen aus zweckdienlichen Gründen den feldgrauen Rock der ϟϟ. Es war ein interessanter, einzigartiger Einsatz. Die Angehörigen der Spielschar waren die ersten reichsdeutschen Jungen, die den weiteren Osten nun schon kennenlernten und noch dazu trotz ihres Hitler-Jugend-Dienstes als „Soldaten" in Feldgrau.

Überall an der Schwarzmeerküste und in den weiten Steppen gaben Reiterstafetten Kunde von unserem Kommen, und zu Tausenden strömten die Volksdeutschen in großen Trecks zusammen, um die Jungen aus dem Reiche zu sehen. Wir spielten und sangen vor den Volksdeutschen, zeigten unsere sportlichen Leistungen und lehrten die volksdeutsche Jugend auch selbst Leibesübungen betreiben, erzählten ihnen von Deutschland und vom Führer und zeigten ihnen in Lichtbildern das Reich.

Aber die größten Erfolge hatte unser Patschi. Er war der Lustigste von der ganzen Fahrtgruppe, dabei der tüchtigste Sportler. In allen Veranstaltungen hat er als Spaßmacher die Hauptrolle übernommen, eine Aufgabe, die ihm besonders lag. Er hatte eine einzigartige, schöne Begabung, wie man sie in einem solchen Alter kaum findet, die Menschen lustig zu machen. Er hat in diesem Sinne vielleicht früh seine Lebensaufgabe vollendet.

Die Stunden werden wir nie vergessen, wenn irgendwo in einem deutschen Dorf draußen in der Steppe oder an der Küste enggeschart tausende Volksdeutscher zusammensaßen und auf dem kleinen, in der Mitte für uns freigebliebenen, von der heißen Sonne der Südukraine überglasten Platz Patschi in seinem Clownkostüm unter die Hitler-Jugend-Sportgruppe trat. So urkomisch „hilflos" erschien er, und dann schlug er mit seinen sportlichen Leistungen und Geistesblitzen alles in den Bann. Die Seiten konnte man sich vor Lachen halten, wenn bei „Fisch über'm Tisch" seine Kameraden ihn plötzlich in der Mitte nach rechts und links wippten und nicht mehr losließen, dabei ein Nachtlied sangen und Patschi bei dem Hin- und Herschwingen in der Luft sich beinahe



ϟϟ-PK.-Zeichnungen (4) Kriegsberichter Stengl

Der ϟϟ-Kriegsberichter Stengl hat in diesen Zeichnungen einen hervorragenden Eindruck von den Volksdeutschen vermittelt, die in Rudeln von deutschen Dörfern die Ukraine durchsetzen. So hart und entbehrungsreich das Leben der deutschen Kolonisten gewesen ist, so treu und unbesiegbar haben sie an ihrer deutschen Wesensart festgehalten. Fester als vielleicht mancher Amerika-Auswanderer es getan hat. So sind die volksdeutschen Bauern wahre Beispiele für die Zähigkeit und Unüberwindlichkeit deutschen Blutes, das sie sich auch in der Hölle des Bolschewismus rein erhalten haben.

Nun hat die Front der deutschen Soldaten sie eingeholt. So scheint uns, kommt diesen Bildern fast der Wert von Dokumenten zu.

auszog. Oder wenn der Linzer „Bua" in seinem unverfälschten Dialekt auf dem sonnigen Platz ein Gespräch mit dem „Herrn Bürgermeister" führte. Dann seine Übungen, man glaubte beinahe, er wäre aus Gummi. Niemand von den Zuschauern hätte ihm vorerst zugetraut, daß er schließlich über 12 und 13 Mann hinweg den Salto spielend schlug. Und immer wieder hatte er neue Einfälle und Pointen, kaum, daß er sich einmal in all den Wochen wiederholt hätte.

Und siehe da, die Volksdeutschen lachten, lachten, lachten nach wer weiß wie langer Zeit wieder einmal oder überhaupt zum ersten Male. Diese gepeinigten Menschen vergaßen jetzt die dunkle, schwere Vergangenheit, und erst bei einem, dann bei mehreren und schließlich bei allen entspannten sich die Gesichtszüge, sie lächelten zunächst, und schließlich lachten sie laut. Und wir waren glücklich, sie endlich wieder fröhlich gemacht zu haben. Patschi hatte es fertiggebracht.

Und wir, die Fahrtgruppe selbst, hatten ebensoviel Spaß mit ihm unter uns. Er war ein guter Kamerad und so ein richtiger Schelm und Schalk, dem niemand gram sein konnte, selbst wenn er einmal leicht über die Stränge schlug.

Patschi war von der Fahrt riesig begeistert, war stets in allerbester Stimmung. Er fühlte sich so wohl hier, kostete die köstlichen Wochen in dem sonnigen, früchteschweren Land so recht aus, schwamm nach Herzenslust im Liman des Schwarzen Meeres, versuchte, es seinen volksdeutschen Kameraden gleichzutun und wie diese auf den sattellosen flinken Pferden durch das Dorf oder die Steppe zu reiten, und — nicht zu vergessen — aß von den vielen wunderbaren Herrlichkeiten ungewohnt reichgedeckter Tafel für zwei und drei Mann.

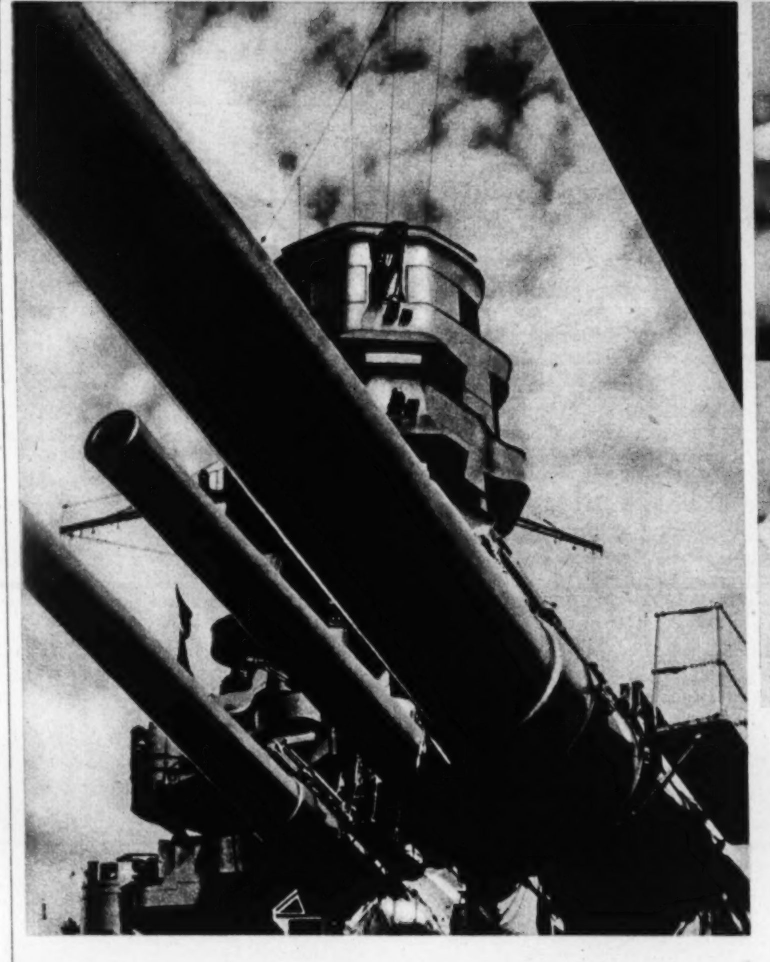
Doch dann plötzlich eines Morgens geschah es, daß er unglücklich vom Wagen fiel, sofort bewußtlos war, und zwei Stunden danach beendete er bereits sein junges Leben. Wir konnten es gar nicht fassen. Wir hatten ihn alle so lieb gehabt.

Und dann trugen seine Fahrtkameraden am nächsten Tag seinen Sarg auf den Schultern zur Lafette. Und ganz soldatisch haben wir mit den Kameraden der SS unseren Patschi, in Feldgrau gekleidet, beigesetzt. Im Hauptort der Volksdeutschen, einem Dorf in der Steppe Transnistriens, haben wir ihn auf dem deutschen Soldatenfriedhof mit militärischen Ehren begraben. Drei Ehrensalven schossen die Kameraden der SS über sein Grab, denn auf Dienstfahrt verunglückt, ist auch er im Dienen für die deutsche Ostidee geblieben.

Am nächsten Morgen, bevor wir die Abreise antraten, gingen wir noch einmal schweigend zu dem kleinen Grabhügel und versprachen, die Heimat von ihm zu grüßen. Der Abschied wurde uns sehr schwer.

Ganz Transnistrien weinte um diesen Jungen, denn er war in den vielen deutschen Dörfern, die wir besucht hatten, überall im Sturm der Liebling aller geworden.







Sämtliche Aufnahmen: Sammlung Karger-Decker

Seit dem Jahre 1936, als Japan die rüstungsbeschränkende Fessel des Washingtoner Flottenabkommens von 1922 abstreifte, umgibt ein undurchdringlicher Schleier die 55 Werften dieser Führungsmacht Groß-Ostasiens. Doch schon die ersten Blitze, die aus diesem geheimnisvollen Dunkel gegen den Union Jack und das Sternenbanner im Pazifik und in der Südsee schlugen, saßen so vernichtend gut, daß die Grundlagen der englisch-nordamerikanischen Vorherrschaft zur See in Trümmer gingen.

Erinnern wir uns schnell, daß in den wenigen Monaten seit Beginn des von Roosevelt provozierten Krieges eine ansehnliche Zahl der schwersten nordamerikanischen und britischen Flotteneinheiten von den Waffen des Tenno für immer auf den Meeresgrund geschickt wurde, während Japan kein einziges seiner Schlachtschiffe, nur zwei Flugzeugträger und einen — an den Verlusten der Gegner gemessen — verschwindend geringen Bruchteil leichter Seestreitkräfte eingebüßt hat. Die japanische Kriegsmarine hielt die Übermacht der vereinigten britischen, nordamerikanischen und holländischen Kriegsschiffe in Schach, während das Sonnenbanner im Pazifik und in der Südsee, über den kostbarsten Kolonien und den stolzesten feindlichen Zwingburgen aufgezogen wurde. Vergegenwärtigen wir uns noch, daß jüngst japanische U-Boote über die Weite des halben Erdumfanges bis in den Nordatlantik vorgestoßen und mit deutschen Seestreitkräften in Verbindung getreten sind.

Dieses atemberaubende Drama der Leistung und des Erfolges wickelt sich vor den Augen der Gegenwart ab, ob-







wohl vor kaum sechs Jahren die Vereinigten Staaten und Großbritannien ein dreifaches Übergewicht der vereinigten eigenen Flotte gegenüber der japanischen Kriegsmarine dekretiert hatten.
Welchen Zuwachs die 9 Schlachtschiffe, 6 Flugzeugträger, 7 Flugzeugmutterschiffe, 12 Schweren Kreuzer, 5 Panzerkreuzer, 25 Leichten Kreuzer, 112 Zerstörer, 12 Torpedoboote und 60 U-Boote des Jahres 1936 in einer mit geballten Energien geladenen Zwischenzeit erfahren haben, läßt sich keiner amtlichen japanischen Veröffentlichung entnehmen. Doch weiß die ganze Welt, daß mit der rastlosen Tag- und Nachtarbeit in den Werften die technische Ausstattung der Kriegsschiffe und die Ausbildung der Mannschaften so vervollkommnet wurde, daß weder die Fähigkeiten des einzelnen japanischen Matrosen, noch die für Japan aus seiner Lage sich ergebenden schwierigen operativen Bedingungen dem zum Äußersten entschlossenen Siegeswillen irgendwelche Schranken auferlegen.
Japan führt einen offensiven Krieg, obwohl zwischen dem Inselland und Hawai mehr als 6000 Kilometer liegen. Japans Flotte hat nicht nur die Landungstruppen zu den mehr als 6000 Kilometer entfernten Sundainseln sicher geleitet, sie hat das Operationsgebiet um weitere 6000 bis 9000 Kilometer bis zur oftafrikanischen Küste erweitert, sie hat schließlich mit ihren Unterseekreuzern die 20 000-Kilometer-Spanne von Java bis zu einem deutschen Atlantikstützpunkt überwunden. Diese Leistungen sind nur möglich, weil die gesamte japanische Seekriegsführung von allem Anfang an von einem ungestümen Offensivgeist beseelt gewesen und vom gründlichsten praktischen Wissen durchdrungen ist.
Die turmhohe Überlegenheit der japanischen Seestrategie ergibt sich bereits aus der Tatsache, daß in diesem Kriege alle japanischen Seesiege errungen wurden, bevor die großen Kaliber der schweren Schiffe sich zu Worte melden mußten. In den endlosen Weiten der Ozeane bewies die japanische Marineluftwaffe als der lange Arm der schweren Schiffsartillerie eine solche Kampfkraft, Kühnheit und tak-

(Fortsetzung Seite 22)



Was mein kleiner Bruder von mir wissen wollte

Als ich auf Urlaub kam, war ich ein Mensch mit einer großen Sehnsucht, mit der Sehnsucht nach einem sauberen Bett, nach einer behaglichen Wohnung, nach gemütlichen Gesprächen, nach der ganzen friedlich-schönen Atmosphäre eines geordneten Hauses. Ich brachte mit: etwas dreckige Wäsche, ein paar Päckchen Tee und eine Flasche Wodka. Ich brachte außerdem mit die Erinnerung an zahllose harte Tage, Bilder, die man sich bemühen wollte loszuwerden und die den Inhalt eines Lebens enthielten, das zwischen Tod und Not, Anstrengung und karger Rast aufgehängt war. Eigentlich kam ich nicht als ein Sieger zurück. Nicht in dem Sinne, daß ich erwartet hatte, an der Grenze Triumphpforten aufgerichtet zu sehen. Vielmehr ist es geradezu das Schöne, daß man, sobald man die Grenze überschritt, sich wieder dem großen, ruhigen, pochenden Leben der Heimat stillschweigend einordnen konnte. Wenn man im Gang eines D-Zuges stand, neben sich den Wäschebeutel und was man sonst an Päckchen hat machen können, dann versank die hinter uns liegende Zeit.

Empfangen wurde ich zu Hause von der Liebe meiner Mutter, von der Sorge meines Vaters, von der Anteilnahme aller Bekannten. Aber ich wurde auch empfangen von meinem kleinen wißbegierigen Bruder.

Ich hatte ihn lange nicht gesehen. Inzwischen war er nicht nur etwas größer geworden, sondern trug auch die blaue Uniform des Pimpfen, hatte ein Messer an der Seite, einen Schulterriemen über der Brust und mochte sich wohl aus diesem Grunde mir ein wenig kameradschaftlich verbunden vorkommen. Jedenfalls werde ich nicht seine hellen Augen vergessen, als er sozusagen alle Fürsorglichkeiten meiner Eltern beiseite schob und von mir nun wissen wollte, was ihm offenbar als das größte Abenteuer vorschwebte, dessen Abgesandter ich war. Ich merkte, daß ich in den Augen meines kleinen Bruders ein Held war. Ich bin nun keiner! Welcher Soldat wollte das von sich behaupten? All die Begriffe von Heldentum, von Sieg und Überwindung, die Lesebuchvorstellungen vom Kriege, hatten wir ja wohl weit hinter uns gelassen. Das Leben an der Front mit seinen vielen Situationen, von denen kaum eine der anderen gleicht, ist wie ein riesiger Topf, in dem alle Menschlichkeiten durcheinandergeworfen werden, daß sich zahllose neue Begriffe bilden, die letzten Endes das ausmachen, worüber kein Frontsoldat spricht. — Nun konnte ich nichts dagegen machen, daß ich in den Augen meines kleinen Bruders ein Held war. Er fragte dies und jenes. Seine Wißbegierde war unstillbar. Ich mußte ihm erzählen vom Vormarsch, von Panzerangriffen, von der Überwindung feindlicher Bunker, aber was ich auch sagte, ich hatte das Gefühl, daß er mich nicht richtig verstand, daß er das, woran mir viel lag, überhörte und immer nur die glänzenden Taten, von denen ich erzählte, in ihm ein Echo erzeugten.

Aber bevor ich mich aufraffen konnte, ihm das, woran mir lag, deutlicher zu sagen, wurde ich nachdenklich. Wäre es richtig, in ihm jene Vorstellungen zu zerstören, die er in seiner einfachsten aber zugleich rührendsten Weise vom Heldenleben des Soldaten hat? Wäre es richtig, ihm zu sagen, daß auch der tapferste Mann zuweilen von Angst befallen werden kann, daß Verzweiflung, Todesnot, und wie die Begriffe der ganzen menschlichen Gefühlsskala auch heißen, mit dabei sind, wenn die Heldentaten geschehen, von denen letzten Endes nur lapidare Erfolgsberichte künden?

Ich fühlte mich meinem kleinen Bruder sehr fern. Aber eigentlich nicht ferner als allen anderen auch.

Mein Vater fragte mich auch nach diesem und jenem. Die Nachbarn kamen, um zu hören, wie es nun wirklich am Ilmensee aussähe, wo die Front verlaufe, wie die Sowjets sich benehmen, wie sie sind und was sie leisten. Aber ich merkte, daß ich das, was ich erlebt und erfahren hatte, nicht in die Umgangssprache übersetzen konnte.

Aber bei meinem kleinen Bruder war es mir plötzlich wichtig. Ich setzte mich zu ihm, und wir unterhielten uns ganz allein. Es störte uns niemand, weil wir in seinem kleinen Zimmer waren, in dem auch ich früher geschlafen hatte. Es stand darin ein einfaches Bett, auf das sich mein kleiner Bruder nun mit angezogenen Knien hingehockt hatte. Über seinen Kopf hinweg sah ich einen alten Stahlhelm und einen rostzerfressenen Reitersäbel, der, allen Vorstellungen meiner Mutter zum Trotz, seinen Platz an der Wand behauptet hatte, neben einigen unverwelklichen Eichenlaubkränzen, die er wohl als Preise auf einem Sportfest davongetragen haben mochte.

Ich sagte ihm, daß der Moment, da man schießt, einer der kürzesten ist, und daß er nicht eigentlich das Bild des Kampfes ausmacht, denn man müsse zunächst einmal hin auf den Platz, wo man am besten schießen könne, man müsse Minensperren überwinden oder freie Felder, auf denen man vom Gegner eingesehen werden kann, man müsse oft stundenlang im Feuer liegen und könne gar nichts tun als abzuwarten. Er solle sich vorstellen, was es heißt, hier und da und immer näher die Granaten explodieren zu sehen, was es heißt, hundert Nächte im Schlamm zu liegen oder in der Kälte, kein Wasser zu haben, um sich zu waschen oder zu rasieren, oftmals auf das Essen verzichten zu müssen, auf Wärme und Behaglichkeit. Ich erzählte ihm vom Winter, so gut und so schlecht ich davon sprechen konnte, was ich selbst erlebt hatte und was ich von anderen hörte, etwa von dem, der verwundet zwischen den Fronten lag, sich nicht rühren konnte und der erbarmungslosen Kälte ausgeliefert war.

Wir sind alle bloß Menschen, sagte ich meinem kleinen Bruder, und wenn man drei Nächte nicht geschlafen hat, fallen einem die Augen von selbst zu, auch wenn sie es nicht tun sollten,

(Fortsetzung Seite 22)







Der deutsche Infanterist ist es, der im Osten die Hauptlast des Kampfes trägt. Wir haben vier der eindruckvollsten Bilder zusammengestellt. Sie zeigen den deutschen Soldaten kurz nach der erfolgreichen Abwehr bolschewistischer Gewaltangriffe. Noch sind ihre Gesichter vom Eindruck des Kampfes bestimmt. Aber wo der deutsche Soldat auch steht, und wie hart die Kämpfe auch sind, immer ist der Sieg mit ihnen.

PK.-Aufn.: Kriegsberichter Schürer (Wb.) (2), Kriegsberichter Schnorr (Wb.), Kriegsberichter Gehrmann (Wb.)

Hilfe! – Eine Kusine!

Es waren drei Jungen im Haus, Gerd, Manfred und Horst. Sie gaben dem Hause das Gepräge, sowohl im Aussehen wie in den Geräuschen, denn es war ein lautes Haus. Die genagelten Stiefel dröhnten in den Treppenfluren, die Wohnung hallte wider vom Lärm und Betrieb, und ihre Stimmen waren auch nicht die von kleinen Mädchen. Ihre Mutter bedauerte das manchmal, denn sie hatte sich ihr lebelang auch noch eine Tochter hinzugewünscht. Seit einigen Jahren hatte sie längst aufgegeben, an einen Erfolg ihrer Ermahnungen zu glauben, die von den Jungen verlangen wollten, leise zu sein, umgänglicher, kurz: lieber.

Dabei waren es gute Jungen, nicht mehr und weniger frech als alle anderen auch.

Eines Tages nun trat die Mutter mit fröhlichem Gesicht vor sie hin und kündigte ihnen Besuch an. Besuch? Nun ja, ihre Kusine Luise würde auf einige Zeit zu ihnen ziehen, weil sie im Westen in einer luftgefährdeten Stadt lebte und nun von den Eltern der drei Jungen eingeladen worden war, sich zu erholen.

Die Jungen sahen sich an. Es war ihnen ein ungewohntes Gefühl, zu wissen, daß in Zukunft ein Mädchen sich an ihrem Leben beteiligen würde bzw. sich in ihr Leben eindrängen würde, denn die Mutter verlangte kurzerhand von Gerhard, dem Ältesten, daß er sein Zimmer für diese Zeit räume und der Kusine zur Verfügung stelle. Nicht, daß die Jungen kein Verständnis dafür gehabt hätten, daß sich ein Mädchen von den Anstrengungen der Bombennächte erholen müsse, aber wie gesagt, letzten Endes lief es doch darauf hinaus, daß sie liebgewordene Gewohnheiten aufgeben sollten.

Als die Jungen unter sich waren, sagte Gerhard: Luise! Wer heißt schon Luise! Wir werden ja sehen, was sie für ein Mädchen ist.

Sie brauchten weiter gar nicht darin übereinzukommen, daß sie dem neuen Gast passiven Widerstand entgegensetzen würden. Sie befanden sich in einem Alter, da Mädchen ihnen etwas sehr Fremdes waren. Nun dazu noch eine Kusine!

Eines Tages kam dann das Mädchen. Mit Sack und Pack, mit Koffern und Paketen, und es gab eine freudige Begrüßung, an der die Mutter mit ganzem Herzen beteiligt war. Sie lebte förmlich auf, als habe sich nun auf solche Weise ihr Wunsch erfüllt, ein Mädchen im Hause zu haben. Sie hockten gleich beieinander, tranken Kaffee und erzählten die unmöglichsten Dinge. Währenddessen standen die Jungen draußen, und Manfred fragte: „Wie sieht sie aus?"

Gerhard sagte: „Lang und dürr!"

Aber dies stimmte keineswegs. Luise war ein Mädchen wie alle anderen. Sie hatte blaßblaue Augen, blonde Haare, und schien sehr fröhlich zu sein, denn man hörte sie mit der Mutter zusammen herzlich lachen.

Horst sagte: „Da sitzen sie nun und trinken Kaffee."

Er sagte es so, als sei es eben die Bestimmung von Mädchen, zusammenzuhocken, Kaffee zu trinken und allerlei zu erzählen.

Die Kusine trat sehr freundlich vor die drei Jungen hin. Sie war etwas älter und überragte Gerhard um einige Zentimeter, eine Sache, die Gerhard als eine Ungerechtigkeit des Schicksals äußerst tragisch nahm. Als Luise dann noch sehr freundlich war und es an nichts fehlen ließ, mit den Jungen auf guten Fuß zu stehen, verstummten sie. Ihr Wortführer Gerhard an der Spitze. Wäre Luise verlegen gewesen, hätte er vielleicht großmütig herablassend von ihrer Nähe Kenntnis genommen. Da sie jedoch völlig unbefangen, geradezu heiter war, schloß sich Gerhard wie ein Igel zusammen, so daß die drei, insgesamt betrachtet, für die Kusine eine wenig ertragreiche, sondern äußerst stachlige Angelegenheit waren.

Die Mutter, die dabeistand und die gern gesehen hätte, daß aus ihrem Dreigespann ein Viergespann geworden wäre, lächelte ein wenig und sagte tröstend zu Luise: „Die werden schon warm."

Eine Bemerkung, die Gerhard in seinem Widerwillen nur noch bestärkte. Als was stellte die Mutter sie denn da? Was waren sie denn? Waren sie vielleicht kleine Kinder?

So entwickelte sich das Verhältnis der drei Jungen zu ihrer so plötzlich hereingeschneiten Kusine wenig freundlich. Auf der Straße sagten die Jungen zu ihren Kameraden: „Mensch, wir haben eine Kusine gekriegt!"

Eines Tages aber gab es wiederum ungewöhnlichen Besuch. Ein Herr, der den dreien völlig unbekannt war, erschien mit einem großen Blumenstrauß, und es gab eine gelinde Aufregung in der Wohnung. Luise erschien mit feuerrotem, strahlendem Gesicht, und für einen Augenblick sahen die verdutzten Jungen sie, den Arm voll Blumen und das Gesicht auf anmutige Weise hineingedrückt, während der Herr mit Freundlichkeit auf sie einsprach und ihr noch einiges mehr zu überreichen schien.

Gerhard, mit den beiden Brüdern im Gefolge, fing die Mutter auf dem Flur ab und fragte: „Was ist denn bloß mit Luise los? Hat sie vielleicht Geburtstag?"

Wobei aus seinem Tonfall zu entnehmen war, daß er dies für keine so wichtige Angelegenheit hielte, daß man mit Blumensträußen so großen Umfanges erschien.

Aber die Mutter sah die Jungen nur glücklich an und sagte: „Ach, ihr wißt ja nicht, was geschehen ist. Dies ist ein Herr aus ihrer Heimatstadt, dessen Haus von Bomben getroffen war. Und seht, Luise hat damals mitgeholfen, das Wichtigste zu retten. Die Kinder dazu! Denn der Herr sagt, er wisse nicht,

(Fortsetzung auf Seite 22)



Was heißt „BITTE SCHÖN" auf Japanisch?

Um es sogleich zu sagen, ich weiß nicht, was »Bitte schön« auf japanisch heißt. Ich bin auch nicht sicher, ob es der Hitlerjunge weiß, der auf dem obigen Bild seiner reizenden japanischen Nachbarin die Kuchenstückchen anbietet. Aber man kann dergleichen ja mit einer Handbewegung ausdrücken und mit einem Lächeln im Gesicht, und die Jungen und Mädchen der deutschen Jugend in Tokio, die die Toho-Ateliers besuchten, scheinen der gleichen Ansicht zu sein, denn sie fühlen sich im ausgelassenen Kreise mit den japanischen Filmdarstellerinnen sehr wohl. Sie haben sich ohne Mühe aufeinander eingestellt und sitzen in bester Stimmung an der gemeinsamen Tafel, die von der Direktion der Filmgesellschaft unter freiem Himmel aufgestellt war. Die Hitlerjungen und BDM.-Mädchen singen ihre Lieder, die auch den Japanerinnen bekannt zu sein scheinen, denn sie singen in der fröhlichsten Weise mit.

Wie viele Kilometer auch zwischen Japan und Deutschland liegen, das Schicksal hat sie in eine gemeinsame Front gestellt. Wir Deutschen entdecken in der japanischen Geisteshaltung so viel uns verwandte Züge, daß über eine rein politische Partnerschaft hinweg ein echtes Gefühl aufwächst, zu dessen Dolmetscher sich die deutsche Jugend in Japan mit besonderer Freude macht.



Die Japanerinnen interessieren sich für die Einzelheiten der Uniform, so fremd sie ihrem Gefühl auch sein muß. Denn sie selbst, so europäisch sie sich zu kleiden verstehen, tragen mit Vorliebe die japanische Nationaltracht

Aufnahmen (4) Werner Cohnitz

Bild unten: Die BDM.-Führerinnen aus Mandschukuo



Arm in Arm gehen dann die einzelnen Gruppen durch das Filmgelände, das natürlich für die deutschen Gäste von Interesse ist. Neugierig betrachten sie die Fassaden der Gebäude, die als Hintergründe neuer japanischer Filme errichtet sind. Das Einvernehmen zwischen den Japanerinnen und den deutschen BDM.-Mädchen ist restlos



Ein Hitlerjunge verdient sich das EK

Gelegentlich eines Terrorangriffes der britischen Luftwaffe auf Wohnviertel der Stadt Osnabrück zeichnete sich der 16jährige Gärtnerlehrling Günter Harms durch besonders tapferen Einsatz aus, so daß ihm jetzt das Eiserne Kreuz II. Klasse verliehen wurde. Unser Schriftleiter besuchte diesen jüngsten deutschen EK.-Träger in seiner Heimatstadt.

Günter Harms ist einer jener Hitlerjungen, die überall dort zufassen, wo es das Gebot der Stunde erfordert. Groß und stark, mit arbeitgewohnten Fäusten, so steht auch er freiwillig seinen Mann an irgendeinem Platz in der großen Schicksalsgemeinschaft seiner Heimatstadt, wenn die Alarmsirenen über das nächtliche Häusermeer gellen. Als Sohn eines Rüstungsarbeiters, der selbst vier Jahre in den Schützengräben des Weltkrieges lag, ist ihm — und das betonen seine Vorgesetzten besonders — keine Mühe zu viel und keine Stunde zu spät, wenn es darum geht, Dienst an der Heimatfront zu leisten, obgleich seine tägliche Arbeit in einem Osnabrücker Gartenbau-Großbetrieb auch nicht gerade ein Kinderspiel ist.

Bomben pfeifen durch die Nacht

Es ist die Nacht zum 10. August 1942, jene Stunden, in der die britische Luftwaffe mit Bomben aller Kaliber, mit Luftminen und Phosphorkanistern rücksichtslos in die Wohnviertel der Stadt Osnabrück schlägt. Seit Stunden steht der 16jährige Günter Harms auf dem ihm zugewiesenen Posten.

Angriff und Abwehr sind in vollem Gange, und die Dunkelheit wird immer wieder zerrissen vom Mündungsfeuer der Flak und von der feurigen Lohe detonierender Britenbomben. Von seinem Posten aus erlebt dieser Osnabrücker Gärtnerlehrling jede Kampfphase, er sieht und hört die zusammengeballte Kraft des Abwehrfeuers, das mit feurigen Händen zum Himmel greift, aber er durchlebt auch die erschütternden Minuten, wenn die Mauern und Wände von Wohnhäusern wanken und zusammenbrechen.

Wieder heulen Sprengbomben herunter. Günter Harms kennt ihren nervenaufpeitschenden Ton nur zu genau. Es ist nicht das erstemal, daß er in solchen Nächten auf einem Bereitschaftsposten steht. Instinktiv zieht er den Kopf ein. „Verflucht nahe muß das sein", denkt er. Aber Gedanken und Einschlag sind eins. Der Boden schüttert und bebt unter seinen Füßen. In einem nahen Schrebergarten haben zwei Bomben riesige Krater gerissen. Steine, Erde und Holz wirbeln durch die Luft. Alles dauert nur wenige Atemzüge lang, und schon jault es er-

neut heran, ganz nahe, fast greifbar. Blitzschnell und wie aus einer anderen Welt zerreißt das Heulen der aus feindlichen Bombenschächten fallenden Explosivkörper die Nacht. Da ist auch schon der Aufschlag. Für den Bruchteil einer einzigen Sekunde sieht der 16jährige in nächster Nähe einen mächtigen Feuerstrahl schier aus dem Boden wachsen, dann wird er von einem furchtbaren Luftdruck zur Seite geschleudert und schlägt hart auf. Irgendwo fühlt Günter Harms Schmerzen. Am linken Arm muß das sein. Seltsam, wie klar er das denken kann in diesem Augenblick.

In der Nähe stöhnt jemand, aber zu sehen ist nichts. Nur ein scharfer, ätzender Brandgeruch zieht über die Straße. Dem 16jährigen bleibt keine Zeit zu langen Betrachtungen. Die linke Hand hängt lose im Gelenk. Wie von tausend Messerstichen frißt der Schmerz. Und wieder zerreißt das Mündungsfeuer einer nahen Flakbatterie mit züngelnden Blitzen die Finsternis. Rauschend fahren die Granaten zum nachtdunklen Firmament empor.

Günter Harms bleibt, wo er ist. Hier hat man ihn hingestellt, hier ist sein Platz, und wenn es noch so faustdick kommen sollte.

Vom Phosphorkanister schwer verbrannt

Brandbomben fallen. Eine teuflische Skala von Feuer und Vernichtung. „Achtung" schreit der Gärtnerlehrling seinen beiden Kameraden in die Ohren. Sie wissen, daß es jetzt auf ihren Einsatz, auf ihre Bereitschaft und vor allen Dingen auf die schnelle Erfassung jeder Lage ankommt. Nichts jungenhaftes haftet diesen 16jährigen an in dieser Stunde. Die Gefahr, aber auch die Verantwortung macht Männer aus ihnen. Nicht einen einzigen Schritt weichen sie von ihrem Posten, auch dann nicht, als einige Minuten später in unmittelbarer Nähe eine Serie von Brandbomben niederprasselt, darunter einer jener heimtückischen Phosphorkanister, der sofort die Kleider der Jungen in Brand setzt. Günter Harms wälzt sich an der Erde, versucht die Flammen zu ersticken, vergebens. In der größten Not reißt er sich die brennenden Fetzen vom Leibe, springt dann bis in den Hals in einen nahen Löschteich. Trotzdem trägt er schwere Brandwunden an den Gliedern davon. Aber er weist den Sanitäter immer wieder zurück, harrt unerschrocken auf seinem Posten aus und läßt sich erst verbinden, als der letzte britische Angreifer abgewehrt ist.

Das ist die Geschichte des 16jährigen Günter Harms, dem in diesen Tagen von einem kommandierenden General das Eiserne Kreuz an die Brust geheftet und dem darüber hinaus von zuständigen Ministerien und von der Reichsjugendführung Anerkennungen übermittelt wurden.

Das Bild der KLV. Es gibt viele Bilder von der Kinderlandverschickung. Aber leider gehört es um Nachteil der Photographie, immer nur Einzelheiten zu zeigen. Sie ist nicht in der Lage, einen einmaligen Eindruck eines Gesamtwerkes zu zeigen, es sei denn, daß man zum Mittel des großen dokumentaren Bildbuches greift.

Nun glauben wir aber in diesem Bild etwas vom Wesen der Kinderlandverschickung eingefangen zu haben. Es beruht in der Fröhlichkeit, in der Gesundheit, kurz: in dem restlosen Gefühl von Wohlgeborgenheit. Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet erhält das obige Bild seine besondere Bedeutung. Die Jungen, die hier die ganze Breite der



Straße einnehmen und mit Gesang ihren Abenteuern entgegenziehen, scheinen sich wirklich wohlzufühlen. Es sind alles Jungen aus Norddeutschland, die nun schon seit einigen Monaten in Bayern eine zweite Heimat gefunden haben. Sie sehen nicht aus, als ob es ihnen schlecht ginge. Vielmehr pfeifen sie vor sich hin, ihre genagelten Schuhe hämmern im Takt auf den Asphalt der Straße. Sie haben sich die Arme gegenseitig über die Schultern gelegt und sind gute und treue Kameraden. So ist die Kinderlandverschickung mehr als eine kriegsmäßig bedingte Maßnahme, sondern entwickelt sich, aus der sittlichen Vollkommenheit der in der Jugendbewegung vereinigten Lebensgrundsätze, zu einem Ereignis von weiterwirkendem Wert. Aus der Zwangslage des Krieges geboren, lernen die Jungen und Mädchen durch die Verschickungen in alle Teile Deutschlands ihre Heimat genauer kennen. Was sie für sich gewinnen, ist mehr als die Ruhe ihrer Nächte und die Ungestörtheit ihrer gesunden Entwicklung. Sie werden zu fröhlichen, aufgeschlossenen, kenntnisreichen Menschen, denen die Abwechslung viel Gutes bringt.

Aufn. Walter Risch

DER Jäger VON Afrika

HAUPTMANN HANS-JOACHIM MARSEILLE, DER ERFOLGREICHSTE JAGDFLIEGER ÜBER ROMMELS PANZERARMEE, BLIEB UNBESIEGT

Mut, Unerschrockenheit, Kühnheit und entschlossener Siegeswille sind von jeher in unserem Volke die Zeichen, durch die einzelne im Kampf hervorragten, zu Volkshelden wurden, denen die Jugend noch in Jahrhunderten nacheiferte, ja ihnen über Jahrtausende ein ehrendes Angedenken erhielt. „Ewig lebt der Toten Tatenruhm" — dieses Mahnwort unserer Vorväter ist uns Bekenntnis zu den Taten jener Helden, die durch ihr Kämpfen und Sterben ihnen würdig erschienen, in Walhall aufgenommen zu werden. Unsere Vorväter versetzten sie nach Walhall, der Götterburg ewig junger bester Kämpfer, weil sie nicht glauben mochten, daß diese sieggewohnten Männer, die in ihrer strahlenden Jugend unter und vor ihnen gekämpft hatten, für ewig stumm und tot sein sollten. Sie meinten mit Walhall das Weiterleben im Denken und Handeln des Volkes, für das sie ihr Leben ließen. So sind die Helden in Jahrhunderten nicht vergessen worden, ihre Taten blieben lebendig, wurden von Generation zu Generation forterzählt, und immer wieder begeistert fand die Jugend es wert, ihnen nachzueifern, ihnen nachzustreben und — sei es — auch ihnen nachzusterben für das Volk, das ihnen Leben und Größe verdankt. So denken wir an Siegfried und Hildebrandt — so an Hermann den Cherusker, so auch an Schill, an Richthofen, an Mölders und so auch jetzt an den Jüngsten unter ihnen, an Hans-Joachim Marseille.

Der Reichsmarschall hat es vor kurzem gesagt, daß wir nicht nach Rang, Alter und Stand urteilen, ausschlaggebend für uns sind Charakter, Können, Mut und Leistung. So können heute im Schicksalskampf unseres Volkes junge Offiziere Hauptleute, ja sogar Obersten sein, für die nach dem Dienstalter eigentlich der Oberleutnantstern bestimmt wäre. Das natio-



nalsozialistische Deutschland hat überhaupt mit den Vorurteilen gebrochen, unter denen zahlreiche Generationen vor uns gelitten hatten, daß nämlich Jugend ein Vorwurf sein kann, daß nur das zunehmende Alter die Höhe in Amt und Leistung bestimme. Der Krieg ist die große Bewährungsprobe. Im Frieden ist eine andere Leistungsauslese nötig. Im Kriege zeigt sich, wer Führer ist. Das ist an kein Alter, aber auch an keinen Rang und keinen Stand gebunden. Wer dem Tode täglich, stündlich ins Auge blicken muß, der hat in Tagen mehr an Lebenserfahrung gewonnen, als sonst in Jahren erworben werden kann.

*

Mehr als durch ihre Auszeichnungen sind uns die Namen der Helden der deutschen Geschichte durch ihre Taten Begriff geworden. Mit Hermann dem Cherusker verbindet sich für uns der Begriff der Hermannschlacht im Teutoburger Walde, mit Richthofen, dem roten Kampfflieger, sind unauslöschlich die schweren Kämpfe der jüngsten Kriegswaffe über dem Trümmergelände der Materialschlachten des ersten Weltkrieges im Westen verbunden. Mit Hans-Joachim Marseille wird immer der Begriff „As von Afrika" verknüpft bleiben.

Es ist kein langer Weg gewesen vom Geburtstage Hans-Joachim Marseilles am 13. Dezember 1919 bis zu jenem 1. Oktober 1942, an dem er als „As von Afrika", als Träger der höchsten deutschen Tapferkeitsauszeichnung, als Sieger in 158 Luftkämpfen mit britischen Gegnern, unbesiegt vom Feinde den Fliegertod auf Rommels afrikanischem Kriegsschauplatz fand. Er wurde in Deutschlands schwerster Zeit als Sohn des Generalmajors Marseille in Berlin-Charlottenburg geboren. Als Junge erlebte er jene Zeit, in der Deutschland in jahrelangem Bruderkampf stand, Parteienhaß herrschte, und Deutschland und das deutsche Volk der endgültigen Vernichtung entgegenzugehen schienen, bis am 30. Januar 1933 der Führer das Steuer des Reiches ergriff. Hans-Joachim Marseille, der junge Schüler, stand wie die gesamte deutsche Jugend als Gefolgsmann in den Reihen Adolf Hitlers. Als Hitler-Jugend-Führer erfüllte er seine Pflicht, bis er nach bestandenem Abitur am 17. November 1938 in die junge deutsche Luftwaffe eintrat.

„Nichts habe ich so gern wie meinen Beruf", sagte Marseille einmal, „denn ich bin Berufsoffizier und Flieger, und Fliegen ist mein Beruf."

Dem 19jährigen ist in seinem Dienst nichts geschenkt worden. Er hat in der üblichen schweren Ausbildung gestanden, die ihm die Grundlage gab für seine Erfolge wenige Jahre später. Jagdflieger wurde er. Jagdflieger sein heißt Einzelkämpfer sein. Nicht allein die rein mechanische Beherrschung des Fliegens und des Flugzeugs muß gelernt sein, der Jagdflieger muß mehr als jeder andere Flieger mit seiner Maschine förmlich verwachsen sein. In diese Ausbildungszeit fiel der Tag des Kriegsbeginns. Während die Armeen in Polen marschierten und sieg-

ten, während die Kameraden über den Westwall und der Maginotlinie flogen, während dann der Siegeszug im Westen begann, während dieser Zeit schulte Marseille im Heimatflughafen. Wie seine Kameraden brannte er darauf, herauszukommen. Mölders und Galland waren Vorbilder, denen es nachzueifern galt. Dann war es endlich so weit! Im Herbst 1940 kam Marseille an die Front. Er flog seine ersten Einsätze bei einer Jagdstaffel an der Kanalküste. Ein stolzes Gefühl war es für ihn, als er hier seine ersten Luftsiege erfocht, die ersten Briten abschoß, am Anfang einer fast unabsehbaren Erfolgskette.

Dann kam der junge Leutnant nach Afrika, seiner „zweiten Heimat", wie er sie später einmal genannt hat. „Ich war schwer enttäuscht, als ich zuerst rüber kam. Ich erwartete etwas Außergewöhnliches mit Palmen und tropischen Pflanzen, und dabei war es nur Sand, ganz gewöhnlicher Sand, eine einfache märkische Landschaft, wie sie jeder Berliner kennt. Aber das Land hat etwas Anziehendes, denn nach jedem Urlaub sehne ich mich jetzt zurück und begrüße Afrika wie eine zweite Heimat. Die Hitze macht uns keine Schwierigkeiten, es ist eine trockene Luft, und wir spüren sie kaum. Der gefährlichste Gegner für uns Flieger ist der Sandsturm, weil wir da nichts sehen können. Bis 2000 Meter Höhe reichen die Sandwolken, und Jagd kommt unter diesen Umständen praktisch nicht in Frage."

Ein unerhörter Aufstieg begann für den jungen Flieger. Schnell war er im deutschen Afrikakorps bekannt. Man muß wissen, was das bedeutet. Immer ist es für den Infanteristen, den Panzermann unten auf der Erde ein wundervolles Gefühl, wenn über ihn die Staffeln und Geschwader unserer Luftwaffe hinwegbrausen. Besondere Befriedigung aber gibt es, wenn unsere schneidigen, schnellen Jagdflugzeuge dicht über unsere Köpfe oder hochoben im Äther pfeifend im Zugwind herbeirasen, wenn die feindlichen Flieger kopfscheu abdrehen, oder — wenn sie den Kampf annehmen — nach einem unerhört spannenden Kurbelkampf schließlich die Überlegenheit unserer Jäger anerkennen müssen und als brennende Fackeln abstürzen. Elektrisierend ist auf der Erde an der Front der Ruf „Unsere Me's kommen!", besonders wenn es heißt: „Da ist Galland dabei!" oder „Marseille mit seiner Jagdstaffel!" oder „Graf oder Gollup kämpfen in unserem Abschnitt!" Über den Luftkämpfen wird dann Hunger und Durst und feindliches Feuer vergessen.

Marseille war einer dieser Jagdflieger, von dessen Luftkämpfen die Front tagelang sprach. Er schien wie mit seiner Me 109 verwachsen. Immer wieder wackelte seine Maschine beim Einflug in den Feldflughafen. Immer wieder stieg er strahlend aus und meldete stolz seine neuen Erfolge, eine Serie, deren Zeichen bald nicht mehr Platz auf dem Leitwerk der Maschine fand.

Wie er kämpfte, davon erzählte er folgendes: „Eine besondere Kampfmethode habe ich nicht, im Gegenteil, ich bin dafür bekannt, daß ich aus jeder Lage zu schießen pflege. Mein 100. Abschuß erfolgte aus 100 Meter Höhe im Rückenflug. Eine einzige gut gezielte Garbe brachte meinen ungefähr 30 Meter entfernten Gegner, der in diesem Augenblick kein Feuer erwartete, zum Sturz. Im allgemeinen schieße ich aus einer durchschnittlichen Entfernung von 25 Meter. Es ist natürlich etwas komplizierter, wenn man mehrere Gegner hat. Dann muß man sich sehr rasch entschließen, und es ist eben mein Glück, daß ich eine Situation rasch erfassen und dann



Hauptmann Marseille in seinem Wohnwagen, einem gewöhnlichen Lastwagen, auf den mit einfachsten Mitteln ein Holzhäuschen gezimmert wurde. Es ist zugleich Geschäftszimmer des Staffelkapitäns und „Casino" der Staffel

PK.-Aufn. Kriegsberichter Köth (PBZ.), Kriegsberichter Dettmann (Sch.)

ohne Zögern schießen kann. Mein letzter Doppelsieg dauerte etwa sechs Sekunden vom Treffen mit dem ersten bis zum Sturz des zweiten."

Einer seiner Fliegerkameraden schrieb dazu noch: „Hinzu kam ein selten ausgeprägtes Feingefühl für das, was der Gegner im Bruchteil der nächsten Sekunde tun wird. Es ist auch ein anderes Denken als das unsere. Unvorstellbar ist die Schnelligkeit, mit der in einem solchen Menschen Hirn und Hand zusammenarbeiten müssen. Er kämpft in seiner eigenen, langerprobten Taktik, bei jedem Einsatz in der schwindelnden Höhe von mehreren tausend Metern oder in pfeilschneller Fahrt in Bodennähe ein Duell auf Leben und Tod. Auch seine Kühnheit muß also genau abgezirkelte Überlegung sein. Sie stürzt nicht so plötzlich wie ein Wasser auf den Gegner ein, sondern sie rast aus einer noch unbekannten Richtung wie ein schwirrender, bis zur entscheidenden Zehntelsekunde gesteuerter Pfeil auf ihn los. Natürlich ist auch Glück dabei. Natürlich auch Ehrgeiz, der seinen Anteil zu so ausgewogener, abgestimmter Konzentration gibt. Aber dieser Ehrgeiz ist in vielen Kämpfen und Erfahrungen ausgeglüht und gezügelt. Er ist stark, nach wie vor, aber auch veredelt, weil ihm jener Zusatz genommen ist, der gefährlich war für den klaren Verstand und den klaren Blick. Daß auch der Körper mit dem Wachsen der geistigen und seelischen Kräfte Schritt gehalten haben muß, ist selbstverständlich, wenn man bedenkt, wie groß allein schon die Anforderungen des Fliegens in diesem tropisch heißen Gebiet sind und welche Auswirkungen die ungeheuren Flug- und Sturzgeschwindigkeiten auf den Körper haben."

Diese Kampfauffassung und Kampfüberlegenheit schuf die Erfolge. Marseilles Ruhm stieg am libyschen Himmel meteorenhaft empor. Bereits am 3. März 1942 verlieh ihm der Führer nach dem 46. Abschuß das Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes. Fast auf die Sekunde genau nach drei Monaten schoß er den 75. Gegner ab. Das äußere Zeichen der Anerkennung war das Eichenlaub zum Ritterkreuz. Aber Marseille rastete nicht. Immer wieder war er am Feind, beispiellos seine Erfolgsserie. An manchen Tagen schoß er zwei, drei, ja sogar vier

Gegner herunter. Mitte Juni 1942 waren es bereits 101 Luftsiege. Als 12. Soldaten der Deutschen Wehrmacht verlieh ihm der Führer die Schwerter zum Eichenlaub.

Um diese Zeit war Marseille als Oberleutnant auf einige Urlaubstage in Berlin. Er stand im Mittelpunkt des Interesses nicht nur im deutschen Volke, im Ausland, selbst im feindlichen, tauchte sein Ehrenname „As von Afrika" auf. Vertreter der ausländischen Presse unterhielten sich damals mit ihm. „Mein Urlaub ist bald zu Ende", sagte Marseille zu ihnen, „und ich sehne mich schon nach Afrika zurück, damit ich mich von meinen Strapazen erholen kann. Heute z. B. mußte ich den ganzen Tag, mit einer kurzen Mittagspause, einem Maler Modell sitzen. Es war furchtbar anstrengend, und es ist mir lieber, ein halbes Dutzend Engländer abzuschießen, als so lange auf einem Fleck zu sitzen."

„Wie beurteilen Sie den Engländer als Gegner, Herr Oberleutnant?" wurde er gefragt. „Ja", antwortete Marseille, „Sie wissen doch, daß ich bis jetzt ausschließlich gegen Engländer gekämpft habe. Meine 101 Abschüsse, 97 Jäger und vier Bomber, waren alle Tommies. Dadurch kann ich natürlich keine Vergleiche ziehen zwischen den verschiedenen feindlichen Fliegern. Der Engländer ist ein zäher Gegner, und obwohl wir ihn von seiner anfänglich rein sportlichen Auffassung durch unsere harten Schläge abgebracht haben, ist er noch immer geneigt, selbst bei aussichtslosen Gefechten weiterzukämpfen, bis er abgeschossen wird. Das ist die Geschichte von fast allen Luftkämpfen in Afrika."

„Eine besondere Entspannung zwischen den Feindflügen haben wir nicht", fuhr er fort. „Lesen und hauptsächlich Rundfunk hören ist unserer einziger Zeitvertreib. Mein Lieblingsbuch? Kann ich ihnen leider nicht sagen. Ich habe nie nachgedacht, was ich auf so eine Frage antworten soll. Aber mein Lieblingssport ist Reiten — obwohl ich noch nie auf einem Kamel geritten habe. Dann fahre ich sehr gern Auto, in gutem Tempo natürlich. Ich bin öfter bei Autorennen gestartet und finde es herrlich. Musik liebe ich, obwohl ich nur Grammophon spiele; na, und bei größeren Feierlichkeiten mit einem Finger Klavier."

Der 22jährige schlanke, blonde und blauäugige Offizier saß bei diesem Gespräch zwischen den Auslandsjournalisten und wurde immer unruhiger. Nervös rutschte er auf seinem Stuhl hin und her und richtete verstohlene Blicke auf die Garderobe. „Was ist denn los?" wurde er gefragt. „Ich habe heute nachmittag einen Hummer geschenkt bekommen", erklärte er endlich. „Ich habe ihn in der Garderobe abgegeben, darum bin ich so unruhig." „Der wird schon nicht weglaufen", hieß es. „Aber doch", entgegnete Marseille, „er ist lebendig, und wer weiß, wo er rumkriecht, und vielleicht stirbt er noch, das ist auch möglich." Feierlich haben sie dann den zappelnden Hummer gerettet und ihn nach einem kurzen Besuch in der Küche seinem Herrn in knallrot gekochtem Zustand überreicht.

*

Und wieder flog Marseille Tag für Tag unter der glühenden Afrikasonne. Und wieder schoß er reihenweise seine Gegner herunter, drei, vier, sechs, acht Gegner mußten sich der überlegenen Kampfweise, dem todesmutigen Angriffsgeist und der überlegenen Ruhe des jungen Fliegeroffiziers beugen. Nach seinem 125. Luftsiege zeichnete ihn der Führer als 4. Offizier der Deutschen Wehrmacht mit der höchsten Tapferkeitsauszeichnung, die Deutschland zu vergeben hat, dem Eichenlaub mit Schwertern und Brillanten zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes, aus. Während der Schlacht um Tobruk hatte Marseille in 15 Minuten sechs Gegner aus zahlenmäßig überlegenen Feindstaffeln abgeschossen. „Das ist nicht mehr zu überbieten", sagten damals seine Kameraden. Marseille lachte nur. Am 1. September schoß er 16 Feindmaschinen ab! Zwei volle Feindstaffeln. „Die englischen Flieger sind zähe Gegner", sagte er damals, „aber wir haben einen viel zu großen Vorsprung. Mehrmals, als ich Gelegenheit hatte, nach dem Kampf mit meinen abgeschossenen Gegnern zu sprechen, kamen sie zu meiner Maschine, streichelten sie und sagten anerkennend: Good. Made in germany."

158 Gegner, und zwar alles Briten, hat der 22jährige, der wegen Tapferkeit vor dem Feinde außer der Reihe zum Hauptmann befördert wurde, bezwungen. Er hat dabei niemals den klaren Blick verloren, ist nie leichtsinnig geworden, hat immer weiter an sich und seiner Kampftaktik gearbeitet. Denn die 158 Abschüsse sind ja nicht in wenigen Feindflügen errungen worden, nicht 158mal hat Marseille ins Auge des Todes geschaut, sondern viele hundert Male, jeder Feindflug bedeutete für den Jagdflieger Aufsuchen, Stellen, und Bekämpfen des Feindes. Jeder Abschuß ist erst der Erfolg des überlegenen Fliegens und Schießen, des Aufsichnehmens der Gefahr, selbst abgeschossen zu werden, denn der Gegner ist ja nicht unbewaffnet. Manchmal mag dabei irgendein Gefühl warnen, mag es irgendwie dem einzelnen Manne in seiner Maschine besser scheinen, umzudrehen, wenn der Gegner in überlegener Zahl auftaucht. Aber da siegte in Marseille immer das kameradschaftliche Pflichtbewußtsein und sein unbeugsamer Stolz. Der Gegner sollte nicht etwa triumphieren, daß ein Deutscher vor ihm ausreiße. Niemals sollte ein Brite irgendein Gefühl der Überlegenheit über einen deutschen Flieger haben und dadurch im Kampf gegen andere deutsche Kameraden in seinem Selbstbewußtsein gestärkt werden. Marseille hat nie die Nerven verloren; was er innerlich mit sich auszumachen hatte, davon sprach er nicht. Er griff an, wo sich der Gegner zeigte. Wenn er dann von seinen Kameraden nach seinen Luftsiegen jedesmal jubelnd aus der Maschine gehoben wurde, dann hat er ihnen erzählt, ihnen lebhaft demonstriert, wie und warum er den Gegner bezwungen hatte. Mancher deutsche Flieger, der die Tradition des „As von Afrika" aufgenommen hat, wird von den Erfahrungen Marseilles zehren, wird sich in schweren Kampfaugenblicken die Siegesgewißheit, den unbändigen Stolz und die Zuversicht des 22jährigen Kameraden in die Erinnerung rufen.

Hans-Joachim Marseille hat unbesiegt den Fliegertod erlitten. Die Unwägbarkeit der Technik, gegen die weder Vorsicht noch sonstiges menschliches Können schützen, hat ihr Opfer gefordert. Der Feind hat ihn nicht besiegen können. Das deutsche Volk steht in stolzer Trauer am Grabe des jungen Helden. Aber über die Trauer Trauer hinaus ist gerade in der deutschen Jugend ein unbändiger Stolz auf diesen Kameraden. In der deutschen Jugend werden die Taten ihres Kameraden Hans-Joachim Marseille weiterleben wie das Gedenken an jene Volkshelden aus früheren Zeiten unserer Geschichte, an Hermann, an Weking, an Schill, an Hofer, an Richthofen und an Mölders, denn:

„Ewig lebt der Toten Tatenruhm."

Leutnant Hans-Adolf Weber

Päckchen die auf eine weite Reise gehen

Jetzt schon werden in allen deutschen Familien die Weihnachtsgaben fertiggemacht, die auf die lange Reise an die Front gehen sollen, an Väter, Brüder und Söhne, das treue Gedenken der Heimat übermitteln sollen. Vom Saargebiet, von Hamburg oder aus dem Allgäu gehen die Päckchen, die Weihnachtsgrüße der Angehörigen hinauf an die Eismeerküste oder bis zu den fernen schneebedeckten Gipfeln des Kaukasus.

Das muß man den Mädchen lassen, daß sie verstehen, ihre Päckchen mit Geschmack zusammenzustellen. Kerzen für die langen russischen Abende, Bücher zum Lesen und Backwerk, das sie vielleicht selbst gebacken haben. Das Ganze mit Tannenzweigen versehen, die dem Päckchen den weihnachtlichen Duft verleihen.

Auch die Mädchen des BDM. sorgen schon rechtzeitig dafür, daß die Päckchen, die sie zusammenstellen, die köstlichsten Dinge enthalten. Viele der Jungmädelschaften haben ihren unbekannten Soldaten, den

Strahlend kommt Hanna aus der Küche. Sie hat soeben den Kuchen aus dem Ofen geholt, der nun sorgsam auf die einzelnen Päckchen verteilt wird und von dem sie hoffen, daß er während der langen Reise nicht zerfällt und nicht zu trocken wird.

Währenddessen sitzen andere und nähen an den Wäschestücken, die die praktische Seite des Weihnachtspäckchens bilden sollen. Denn sie wissen, daß der russische Winter hart und schwierig ist, daß man auch etwas auf dem Leibe tragen muß, um sich warm zu halten.

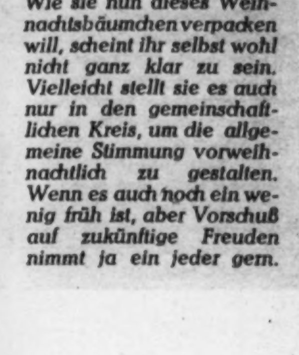




So sitzen sie alle zusammen im Kreise um den Tisch und lassen die alte Einrichtung der Nähstube wieder aufleben, in der nicht nur Gutes und Praktisches geschaffen wird, sondern in der man sich auch die unterhaltsamen Neuigkeiten zuträgt. In dieser Runde kommt am sinnfälligsten zum Ausdruck, daß es sich bei ihrer Fürsorge um ein gemeinschaftliches Werk handelt.

Bild unten: Barbara war inzwischen im Walde und hat das Tannengrün sogleich in großen Mengen geholt. Sie kommt sich selbst ein wenig wie der Weihnachtsmann vor. Aber sie sind ja alle Weihnachtsmänner und besessen von der Freude, Geschenke zu übermitteln





Wie sie nun dieses Weihnachtsbäumchen verpacken will, scheint ihr selbst wohl nicht ganz klar zu sein. Vielleicht stellt sie es auch nur in den gemeinschaftlichen Kreis, um die allgemeine Stimmung vorweihnachtlich zu gestalten. Wenn es auch noch ein wenig früh ist, aber Vorschuß auf zukünftige Freuden nimmt ja ein jeder gern.

Die Zusammenstellung der Briefe scheint den beiden Verfasserinnen ja keine allzu großen Schwierigkeiten zu bereiten. Sie schreiben ja auch nur wie ihnen zu Mute ist, was sie denken und sie sind noch so jung, daß ihnen lauter Fröhliches in die Feder fließt.

sie schon seit langem betreuen. Briefe sind hin- und hergewandert zwischen der Front und den Jungmädeln, die, so gut sie es konnten, für ihren Soldaten gesorgt haben. Und die Briefe, die von der Front kamen, wurden gemeinsam verlesen, man nahm großen Anteil an ihrem Schicksal, und mancher Soldat mußte auf seinem Urlaub unbedingt bei den Mädchen vorsprechen, die ihm so treu und unablässig Grüße aus der Heimat übermittelten. Ein wahres Fest war es dann, wenn in ihr festlich geschmücktes Heim ihr Soldat kam, von dem sie bis dahin nur den Namen kannten.

Nun rüsten alle, daß zum Weihnachtsfest wieder das Bestmögliche zusammengestellt wird.

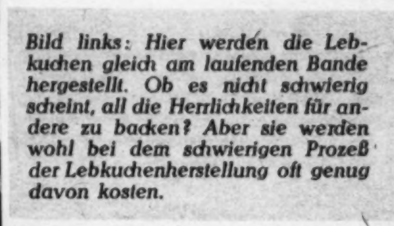


Bild links: Hier werden die Lebkuchen gleich am laufenden Bande hergestellt. Ob es nicht schwierig scheint, all die Herrlichkeiten für andere zu backen? Aber sie werden wohl bei dem schwierigen Prozeß der Lebkuchenherstellung oft genug davon kosten.

Pulswärmer sind eine stets zweckmäßige Einlage für die Päckchen, die an die Front gehen. Der russische Winter soll, wenn es nach ihnen ginge, soweit wie möglich in Wolle erstickt werden. So sitzen sie beisammen und stricken und stricken.



Größer als 7 Elefanten

Urwald-Tiere in Afrika und Deutschland

Ein Elefant ist doch gewiß ein gewaltiger „Brocken"! Er wiegt in ausgewachsenem Zustande nicht selten mehr als hundert Zentner. Alle Achtung! Das wären also über fünf Tonnen, da eine Gewichtstonne bekanntlich 1000 Kilogramm oder 20 Zentner ausmacht. — —

Es wird wohl für alle Zeiten ein ungelöstes Geheimnis bleiben, welche Wachstumskräfte in der Natur einstmals dazu geführt haben, daß Tiere über die Oberfläche der Erde stampften, die — schwerer als sieben Elefanten waren ... Allerdings ist das jetzt schon „ziemlich" lange her, nämlich so etwa — — 200 Millionen Jahre. Nun, von dieser Zeitentfernung können wir uns natürlich keine Vorstellung machen. Über die Größe jener längst ausgestorbenen Riesentiere dagegen wissen wir einigermaßen genau Bescheid. Denn die Erde — und zwar zum Beispiel die Erde Afrikas —, die in jener fernen Zeit unter den Tritten der Urtiere erzitterte, hat dafür gesorgt, daß jene gigantischen Lebewesen nicht „restlos" verschwunden, sondern in versteinerten Knochen so gut erhalten geblieben sind, daß man diese Knochen einzeln bergen und dann wieder zu vollständigen Gerippen zusammensetzen kann.

Das größte bisher bekannte Skelett eines „Brachiosaurus" (so hat man diesen „Funkturm des Tierreiches" benannt) befindet sich in Berlin. Es ist eine Rieseneidechse auf vier Beinen mit langem Schwanz und einem Giraffenhals, der mit einem ganz unverhältnismäßig kleinen Kopf sage und schreibe zwölf Meter emporragt!!

Aber nun die wichtigste Frage: wie kam das Ungetüm in unsere Reichshauptstadt? Und da sind wir dann bei einer der interessantesten Entdeckungsgeschichten angelangt, die die Tierkunde überhaupt kennt.

Im Jahre 1907 reiste ein deutscher Ingenieur namens Sattler durch das südliche Deutsch-Ostafrika, genauer gesagt: durch das Tendaguraland. Dort machte er Bodenuntersuchungen. Und eines schönen Tages entdeckte Sattler einen merkwürdigen Knochen, der nicht etwa ein paar Meter tief in der Erde, sondern ganz offen dalag. Der Knochen war aber wie an den Erdboden festgewachsen und übrigens versteinert. Merkwürdig: Normalerweise entstehen solche Versteinerungen nur tief in der Erde, wenn sich über den Knochenresten von Tieren eine luftabschließende Schicht bildet. Der geheimnisvolle Knochen konnte also unmöglich schon von allem Anfang an an der Oberfläche gelegen haben, weil dann nämlich, besonders im heißen Afrika, schon nach wenigen Jahren nichts mehr von ihm übriggeblieben wäre. Hier aber handelte es sich ganz augenscheinlich um den Knochen einer seit Jahrmillionen ausgestorbenen Tierart.

Vermutlich ist die Sache so vonstatten gegangen: Durch irgendeine gewaltige Naturkatastrophe, eine Art Sintflut, wurden Tausende und aber Tausende von Urtieren, große und kleine, an einer bestimmten Stelle der damaligen Erdoberfläche Afrikas zusammengeschwemmt, in Schlamm eingebettet und durch Überlagerung von angespültem Erdreich von jeglichem Luftzutritt abgeschlossen. So kam es zur Versteinerung der Knochen. Und dann trugen in Jahrhunderten und Jahrtausenden Wind und Wellen jene Überlagerungen wieder ab, bis schließlich ... die Tierreste wieder aus dem Boden emportauchten.

Jener größte Brachiosaurus, dessen Fundstelle der Ingenieur Sattler im Jahre 1907 entdeckte, ist dann durch die berühmte deutsche „Tendaguru-Expedition", die von 1909—1912 in Deutsch-Ostafrika gearbeitet hat, entdeckt und geborgen worden.

Von den Ausmaßen des zutage geförderten Materials können uns ein paar Zahlen einen Begriff geben: In den drei ersten Grabungsjahren wurden insgesamt 4300 Lasten zusammengestellt, die von 5400 Trägern zur Küste geschafft werden mußten. Als Schiffsfracht waren das 800 Kisten von zusammen 185 000 Kilogramm Gewicht. Dazu kamen dann noch im Grabungsjahr 1912 250 Kisten mit 40 000 Kilogramm!

Im einzelnen ergaben sich für verschiedene Knochen des in Berlin aufgestellten Riesenexemplars Gewichte die alles bisher Dagewesene in den Schatten stellten.

Daß z. B. ein Oberarmknochen von 2,10 Meter Länge allein ein Gewicht von 5½ Zentnern ausmachte, diese Tatsache zeigt vielleicht am deutlichsten, mit welchen Schwierigkeiten die Bergung und die Präparation an Ort und Stelle verknüpft war. Nicht selten wog ein Teilstück bis zu 1½ Zentner. Waren mehrere solche Stücke freigelegt, dann mußten sie emporgehoben und aneinander angepaßt werden, um festzustellen, ob dazwischen noch eine Lücke blieb. Dabei mußte natürlich sehr vorsichtig zu Werke gegangen werden, damit nicht etwa plötzlich der steinerne Knochen umstürzte und nicht nur sich selbst, sondern auch die Knochen des Präparators zertrümmerte. So weit wie möglich, wurden Einzelstücke mit Steinbohrern angebohrt, mit eisernen Stiften verbunden und mit Gips verkittet.

Vielleicht noch größer waren die Schwierigkeiten, wenn die Knochen — was sehr häufig der Fall war — in vielen Einzelstücken geborgen wurden. So war z. B. eines der Schulterblätter von zwei Meter Länge in — 80 Stücke zerbrochen! Die Präparation eines einzigen, gleichfalls stark zersplitterten Halswirbels erforderte 900 Stunden Präparationsarbeit ... das sind bei größtmöglicher Arbeitsintensität für einen Mann volle vier Monate. —

Der Heimtransport der gesamten Ausgrabungen erforderte allein für 19 000 Mark Kistenmaterial, übrigens trotz Beachtung größter Sparsamkeit. Denn die Kisten wurden in Berlin jeweils wieder auseinandergenommen und zur neuerlichen Verwendung nach Afrika zurückgeschickt. Auf diese Weise haben manche Kisten fünf bis sechsmal den Weg Afrika—Berlin und zurück gemacht.

Berlin wurde damals von einer wahren Sintflut von Afrikakisten über-



Ein Urwelttier, das es nie gegeben hat: die sagenhafte Seeschlange. Das schöne Bild stammt aus dem Jahre 1555

Zeichnungen: Aus Klaus Magnus (1555), Techno-Photographisches Institut

schwemmt, so daß man gezwungen war, eine Extrabaracke zu errichten. Und all diese Schätze sind damals in tragbaren Einzellasten von den Schwarzen — die Expedition beschäftigte zeitweise 400 Neger — zur Küste geschleppt worden. Für manche Stücke, wie beispielsweise für einen einzigen eingegipsten Halswirbel, waren zwölf Träger nötig. Bei kleinen, besonders empfindlichen Knochenstücken kamen die „Schatzgräber" auf den glücklichen Gedanken, sie in den ausgehöhlten hartschaligen Früchten des Affenbrotbaumes zu transportieren.

Das in Berlin aufgestellte Skelett verkörpert selbstverständlich nur einen Teil der riesigen Ausbeute im Tendaguru. So fand man auch zahlreiche Überreste der geheimnisvollen Flugsaurier. Und da ist es vielleicht als Gegenstück zu den Riesenausmaßen des Brachiosaurus ganz interessant, auch noch das kleinste Stück, das damals aus der ostafrikanischen Erde geborgen wurde, zu erwähnen: Das Zehenglied eines Flugsauriers mit einer Länge von nur 1½ Millimetern. —

Handelte es sich bei dem Brachiosaurus um das größte Urwelttier, so förderte eine spätere Expedition das — seltenste zutage, nämlich das bisher einzige vollständige Exemplar einer Zwischenstufe zwischen Eidechse und Säugetier, dem man den einigermaßen verzwickten Namen „Stenaulorhynchus" gegeben hat.

Einer der schwarzen Expeditionsboys entdeckte einen etwa fingerspitzengroßen schwarzen Punkt am Erdboden, an der Seite eines mäßig hohen Erdhügels. Vorsichtig begann man zu graben. Und da wurde aus dem Erdhügel der „Grabhügel" eines wundervoll erhaltenen, etwa 1,40 Meter langen Skeletts. Der an der Oberfläche sichtbare „Punkt" aber war nichts anderes als die hervorschauende Spitze eines der nach unten stehenden Hauer des Urwelttieres gewesen. Das Tier lag lang ausgestreckt da, alles, das letzte Knöchelchen, und vor allem auch die eigenartigen Grabklauen — in bestem Erhaltungszustand.

Vom Kingori-Berg, in dessen Nähe die Fundstätte lag, mußte das kostbare Gut, das insgesamt etwa 300 Kilogramm wog, auf zehn Negerköpfen — jede „Einmannlast" hat ein Durchschnittsgewicht von 30 Kilogramm — zum Hauptlager befördert werden. Dort wurden dann die Kisten gezimmert, in denen das Urwelttier die Reise nach Deutschland antrat. So besitzt Deutschland heute das einzige vollständige Exemplar des Stenaulorhynchus, und es ist der deutschen Wissenschaft vorbehalten, an dem kostbaren Fund aus afrikanischer Erde weiter den Geheimnissen nachzuspüren, die in der Entwicklungsgeschichte der irdischen Lebewesen besonders da am interessantesten sind, wo es sich um Übergangsstufen von der einen zur nächst höheren Tierart, also beispielsweise vom Reptil zum Säugetier, handelt.

Nun aber eine wichtige Frage: Kann man eigentlich auch in Deutschland Urtierfunde machen? Um diese Frage zu beantworten, müssen wir die Kleinigkeit von 20 000 bis 25 000 Jahren zurückblicken. Um diese Zeit nämlich war das ganze Gebiet des heutigen Norddeutschland mit einer gewaltigen Eisschicht bedeckt, mit Gletschern, die sich von den Bergen des Nordens herabgeschoben hatten. Man bezeichnet diesen Gletscherbesuch aus dem Norden heute als „Eiszeit" und weiß, daß er sich im ganzen dreimal wiederholt hat! Zwischendurch aber, das heißt also jedesmal, wenn das Gletschereis taute, drang vom Süden her Pflanzen- und Tierleben siegreich vorwärts, um dann, wenn das Eis wiederkam, von neuem zurückzuweichen. Das war wie ein gewaltiger, Jahrtausende währender Kampf zweier Heere: Das einemal siegte das Heer des Südens, siegte die Wärme, eroberte das Land und siedelte Pflanzen und Tiere an. Dann kam der neue Ansturm des Nordheeres: Unaufhaltsam wälzten sich gewaltige Gletschereismassen heran, alles Leben vernichtend und unter sich begrabend.

Als schließlich zum dritten Male die Wärme des Südens den Sieg über das Nordeis davongetragen hatte und sich mit Pflanzen und Tieren im wiedergewonnenen Lande häuslich einrichtete, geschah dies auf einem Boden, der für den jahrtausendelangen Kampf kennzeichnend war. Denn die Gletscher des Nordens hatten jedesmal gewaltige Massen Steine und Steinschutt mit sich geführt, die nun vom Wasser hierhin und dorthin gespült wurden und schließlich schichtweise das Land überlagerten. So entstand der Boden Norddeutschlands als ein Geschenk der Eiszeit.

Und genau so, wie auf und im Boden eines richtigen Schlachtfeldes noch nach langen Jahren Spuren des ehemals stattgefundenen Kampfes zu finden sind, Waffen, Kanonenkugeln und dergleichen, genau so birgt auch der Eiszeitboden, auf dem heute beispielsweise die Reichshauptstadt Berlin steht, eine Fülle von erdgeschichtlichen Urkunden aus jener fernen Zeit, da Norden und Süden hier die Waffen kreuzten.

Das „Nordheer" ließ, wie gesagt, vor allem Sand und Steine hier zurück. Zu letzteren gehören z. B. die Findlinge, aus denen unsere germanischen Vorfahren dann später ihre Hünengräber bauten. Aber auch den merkwürdigen schwedischen Granit, wie er noch heute z. B. in der Gegend von

Landschaft aus der Jurazeit, in der sich die phantastischen Urwelttiere tummeln, deren Überreste nun nach Jahrmillionen manches Rätsel der Erdgeschichte lösen helfen



Oslo zu Hause ist, findet man im Berliner Boden, ferner Bernstein, der von den Gletschern aus der Gegend, wo heute Königsberg liegt, mitgenommen und bis hierher getragen worden ist. Zu den merkwürdigsten Eiszeitsteinen gehören jene, die wie steinerne Kanonenkugeln aussehen: Vollständig runde Stücke aus Granit, die man als „gerollten Granit" bezeichnet. Auf ihrem Vormarsch in die norddeutsche Ebene führten ja die Gletscher Skandinaviens nicht nur innerhalb der Eismassen und auf dem Rücken derselben gewaltige Granitbrocken — die später als Findlinge hier zurückblieben — mit, sondern „rutschten" zeitweise auch auf einer mitrollenden Steinunterlage entlang. Dadurch aber wurden die Steine unterhalb des Gletschers allmählich so abgeschliffen, daß sie schließlich eine Art „Kugellager" bildeten, auf dem das Gletschereis nun dahinrollte.

Demgegenüber sind die Spuren des Südens, das heißt die Urkunden aus den Zwischeneiszeiten, ganz anderer Natur. Sie geben uns vor allem Kunde von einem merkwürdigen, vielgestaltigen Tierleben, das damals hier zu Hause war. Und zwar sind auch das z. T. Tiere gewesen, die es heute überhaupt nicht mehr gibt! So fand man beispielsweise beim Bau des Teltowkanals in Britz den Unterkiefer eines Mammuts, jenes langbehaarten Riesenelefanten mit den merkwürdigen gekrümmten Stoßzähnen, von dem man bekanntlich in Sibirien außerordentlich vollständig erhaltene Stücke gefunden hat. Einen Backenzahn des gleichen Tieres entdeckte man bei Ausschachtungsarbeiten in Charlottenburg; und einen Mammutstoßzahn schließlich fand man wiederum in Britz.

Besonders ertragreich waren selbstverständlich die Grabungen, die beim Bau der Berliner Untergrundbahn notwendig wurden; so förderten die Ausschachtungsarbeiten am Alexanderplatz den Schädel eines Höhlenlöwen zutage, während man am Kreuzberg einen Schienbeinknochen dieses merkwürdigen Tieres fand. Einen herrlichen Wisentschädel brachte der Untergrundbahnbau in der Hardenbergstraße, in Charlottenburg, ans Licht, ein Mammutschulterblatt lag bei der Uhlandstraße in der Erde, während man beim Bau der Schöneberger Untergrundbahnstrecke den Unterkiefer des sogenannten wollhaarigen Nashornes fand! Diese Funde wurden noch ergänzt durch Knochen des Moschusochsen, des Rhinozeros, des Höhlenbären und des Edelhirsches. Den Unterkiefer eines Riesenhirsches barg der Boden in Tempelhof, ebenso Geweihteile des Renntieres. Aus dem Faulschlamm auf der Museumsinsel schließlich förderte man eine eiszeitliche Elchschaufel zutage.

So begegneten sich beim Bau der Berliner Untergrundbahn Neuzeit und Eiszeit!

Hans Knothe

Kriegsberichter Heinz Thiel erzählt von der Front:

Ob du die Schulbank verläßt, die Fabrik, den Büroraum oder die Backstube wie jener Junge, von dem ich erzählen will, das ist ganz gleich. Da sagt eines Tages der Kompaniechef: „Es muß festgestellt werden, wo der Sowjet seinen Gefechtsstand und seine B.-Stelle hat, die das Artilleriefeuer auf uns lenkt. Freiwillige vor!" Du meldest dich. Der Spähtruppführer mustert dich von oben bis unten. „Gut", sagt er endlich, das heißt, du bist für würdig befunden, mitzumachen. Und dann zieht ihr los. Durch dicken Wald führt euch der Weg, du trittst in die Fußtapfen deines Vordermannes, du nimmst, wie er, vorsichtig die Zweige auseinander, du schiebst gleich ihm einen abgebrochenen Ast zur Seite, damit es nicht knackt und in einer unvorsichtigen Sekunde alles verraten sein könnte, du gleitest über die Wiese als wärest du ein natürlicher Teil von ihr. Und plötzlich krallst du in ein Stück Draht und entdeckst, daß es zu einer sowjetischen Fernsprechleitung gehören muß. Ihr kriecht an diesem Wegweiser entlang, laßt — fiebernd am Erdboden geduckt — eine sowjetische Patrouille an euch vorbeiziehen und findet schließlich den Bunker, der mit einer starken Mannschaft die Befehls- und Beobachtungsstelle des Feindes ist. Kampf ist nicht euer Auftrag — den Bunker zu erledigen, das wird die Aufgabe der Artillerie oder eines starken Stoßtrupps sein — ihr sollt die Lage ausmachen, und das habt ihr getan. Aber die Leitungen, die sich in einem Bündel vor dem Bunker vereinen, durchzuschneiden und damit für eine Zeit unbrauchbar zu machen, das dürft ihr nicht vergessen, ehe ihr auf gleichem Wege zurückschleicht und dem Kompaniechef eure Meldung macht. Der Spähtruppführer gibt

die die Hand, denn du bist es doch gewesen, der den drahtigen Wegweiser fand. Du hast Glück gehabt — und Glück gehört nun einmal zum Soldaten — die Routine kommt noch, wenn erst aus einem Spähtrupp zehn oder 25 geworden sind. Du hast den Spähtrupp zum Erfolg geleitet, und damit bist du aufgenommen in die ausgesuchte Garde deutscher Spähtruppsoldaten.
Aus dem Neuling wird ein alter „Spähtrupp-Hase", der an die Fünfzigmal den Feind hinter seinen Stellungen aufspürte und den es auch nicht mehr überraschen kann, wenn ein Minenfeld seinen Weg hemmt. Der junge Gefreite versteht sich darauf, als wäre er ein ausgemachter Pionier. Er entschärft die Minen, setzt ungehindert seinen Weg fort, um auf dem Rückweg die metallenen Kästen an anderer Stelle einzugraben, so daß ein nichtsahnender sowjetischer Stoßtrupp über seinen eigenen Minen krachend in die Luft wirbelt, während er selbst mit wichtigen Meldungen wohlbehalten sein Ziel erreicht. Der Spähtrupp gehört zu ihm wie das tägliche Brot. Spähtrupp laufen aber heißt, täglich sich bewähren müssen, auch dort, wo der Krieg seine unliebsamsten Überraschungen bereithält. Oder ist das keine Überraschung, wenn in den Stellungen des Feindes plötzlich ein sowjetischer Spähtrupp von vier deutschen Soldaten die Parole fordert?! „Stoi!" ruft durch das Dämmerlicht des aufsteigenden Morgens eine fremde Stimme. Eine Sekunde setzt der Herzschlag unter dem feldgrauen Rock aus. Dann antwortet einer: „Swoy!" — Eigene — es ist das einzige russische Wort, das der Spähtruppführer kennt — und vier schattenhafte Gestalten pressen das Gewehr fester unter den Arm und ziehen weiter ihres Wegs, als wäre es die natürlichste Sache auf der Welt, als deutsche Soldaten in den sowjetischen Stellungen zu spazieren. Doch, die sowjetische Patrouille ist hartnäckig und gibt sich nicht damit zufrieden. Auf fünf Meter stehen sie sich nun musternd gegenüber. „Kennwort" ruft es wieder fordernd. Die Situation ist ernst und duldet keinen Aufschub, russische Brocken, aus einem Soldatenwörterbuch zusammengeholt — verfangen nicht mehr. Drohend ruft es zum drittenmal. Da hallt durch die Stille, in der einer das Atmen des anderen hört — in urbayerischem Tonfall ein Satz, der in keinem Wörterbuch steht und den der sowjetische Sergeant wohl in Goethes: „Goetz von Berlichingen" hätte nachlesen müssen, wenn ihm noch die Zeit geblieben wäre. Aber dazu ist nun keine Zeit mehr, denn für den deutschen Spähtrupp ist es das Signal, dem Versteckspiel ein kurzes Ende zu machen. Pistolenschüsse krachen in vielfachem Widerhall, innerhalb weniger Sekunden ist von dem feindlichen Spähtrupp keiner mehr am Leben. Das Feuergefecht in den Stellungen aber bedeutet Alarm. Unter den Pistolenschüssen erwacht das Leben in den sowjetischen Gräben, aber das Glück, das einem jungen Soldaten den Weg zum Spähtruppführer wies, bleibt dem Gefreiten auch diesmal treu. Ohne einen Mann Verlust gelingt ihm der Rückzug durch den Sumpf und den aufgescheuchten Feind hindurch. Umsicht und Geistesgegenwart des Führers retten den Auftrag und das Leben von vier deutschen Soldaten.
Der Spähtruppführer ist einer aus dem Heer der unbekannten Wegbereiter unseres Sieges. Sein Einsatz liegt fern der Sonne des Ruhms. Wenn auf den Grundlagen seiner kühnen Erkundung die Kompanien zum Angriff stürmen, ist seine Aufgabe erfüllt.

Das Sonnenbanner überm Pazifik

(Fortsetzung von Seite 7)

tische Umsicht, daß England und Nordamerika tödliche Schläge zur See einstecken mußten, ohne die geringste Aussicht zu besitzen, den japanischen Vorsprung in der Ausbildung und Fertigkeit der Marineflieger jemals einholen zu können.
Seit Jahren übt die Flotte des Tenno die engste und wirksamste Zusammenarbeit zwischen Kriegsschiff und Flugzeug mit einer unbarmherzigen Folgerichtigkeit. Die größten Anforderungen sind an die Piloten gestellt, die über der oft stürmischen und unklaren Einöde der Meere nicht nur den Weg zu einem beweglichen Ziel, sondern auch den Anschluß an den eigenen Flugzeugträger finden müssen, der inzwischen auch nicht stillgestanden hat. Es ist bekannt, daß sich die japanischen Manöver zur See mit einer derartigen Treue der Gefechtsbedingungen abwickeln, daß die Schiffsbesatzungen schon zu Friedenszeiten, wenn auch um den Preis von Opfern, auf den Stand der vollen Kriegstüchtigkeit gebracht werden.
Als Japans Flotte in der ersten Seeschlacht ihrer Geschichte am 27. Mai 1905 bei Tsuschima über die überlegenen Seestreitkräfte des Zaren einen glorreichen Sieg davontrug, da wurde dieser Geist, der kühnes Draufgängertum und kaltblütige Umsicht in höchster Vollkommenheit verband, für die Welt ein Gleichnis, für Japan eine Verpflichtung. Es ist der Geist von Tsuschima, der sich nach den Jahren neuer Erfahrungen und weiteren Erstarkens in diesen und den künftigen Siegen der japanischen Flotte offenbart.

Was mein kleiner Bruder von mir wissen wollte

(Forts. von Seite 8)

falls einem das Leben lieb ist. Wenn man fünfzig Kilometer marschiert ist, sagt man nicht etwa: Jetzt sind wir auf diesem oder jenem Punkte der Landkarte, sondern man fällt um wie ein Tier. Du darfst nicht vergessen, daß wir alle Menschen sind, sagte ich zu ihm, weil mir schließlich doch nichts Besseres einfiel. Du mußt wissen, wie schwer es manchmal ist, und daß das Geheimnis unserer Siege in dem Wörtchen „dennoch" liegt.
Mein kleiner Bruder hockte auf dem Bett, über seinem Kopf einen verrosteten Reitersäbel. Ich weiß nicht, ob er mich ganz verstanden hat, denn, zum Teufel, es war mir wichtig, daß mein kleiner Bruder mich verstand.

Hilfe, eine Kusine!

(Fortsetzung von Seite 10)

was ohne Luise aus seinen Kindern geworden wäre"
Die Mutter sagte: „Luise ist ein tapferes Mädchen. Ihr müßt sehr viel von ihr halten."
Dies war eine völlig neue Lage, wie Gerhard feststellte. Von einer Sekunde zur anderen verwandelte sich in ihrer Vorstellung das Mädchen Luise. Sie war nicht mehr lang und dürr, nicht mehr langweilig und unausstehlich, sondern sie war — zum Teufel — sie war eine wirkliche Heldin.
Wenn die Jungen auch rauhe Brüder waren, sie waren auch gerecht, und wenn Luise aus einem brennenden Hause Kinder gerettet hatte, so war dies ein prächtige Sache.
Von Stunde an brauchte sich Luise nicht mehr zu beklagen. Die Jungen waren mit wehenden Fahnen in ihr Lager übergeschwenkt. Und nun erzählten sie auf der Straße: „Wir haben eine Kusine, so etwas habt ihr noch nicht gesehen. Sie hat wohl eine halbe Stadt gerettet. Zum Teufel — so eine Kusine haben wir!"

Unsere Umschlagbilder stammen von: Lüdecke-Felser (2), DFG. (1). — Graphische Gestaltung: Rudolf Breidenstein

Hauptschriftleiter: Herbert Reinecker, Berlin. Verlag: Franz Eher Nachf. G. m. b. H. (Zentralverlag der NSDAP.), Zweigniederlassung Berlin SW 68. — Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, Berlin SW 68. — Zur Zeit ist Preisliste Nr. 1 vom 1. 4. 1939 gültig.

Anzeigenschluß
für das Dezember-Heft
am 10. November 1942

Schuhe wollen Collonil

Lesestoff für Heimabend und Fahrt
für nur 20 Pfg. bringt

DIE MÄDELBÜCHEREI

Sie erzählt in bunter Folge von Kriegseinsatz und Alltagsarbeit der Mädel, vom Leben und Werk deutscher Frauen in Geschichte und Gegenwart, vom Deutschtum in fremden Ländern.

Immer neuen, spannenden Lesestoff
bietet diese Heftreihe, die eine gute Ergänzung der Schulungsarbeit ist.



JUNGE GENERATION VERLAG
Berlin-Lichterfelde West



Seit 4 Jahrzehnten das volkstümliche Getränk

Prämiert auf Welt- und Reichsausstellungen

SINALCO AKTIENGESELLSCHAFT DETMOLD





Hitlerjunge! Unser Anzeigenteil ist Dein Berater in allen Einkaufsfragen!

